Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Band: 20 (1880)

Artikel: Peter Scheitlin : der "Professor" zu St. Gallen. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946520

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hochreutiner-Scheitlin.

Peter Scheitlin

der „Professor" zu St. Gallen.

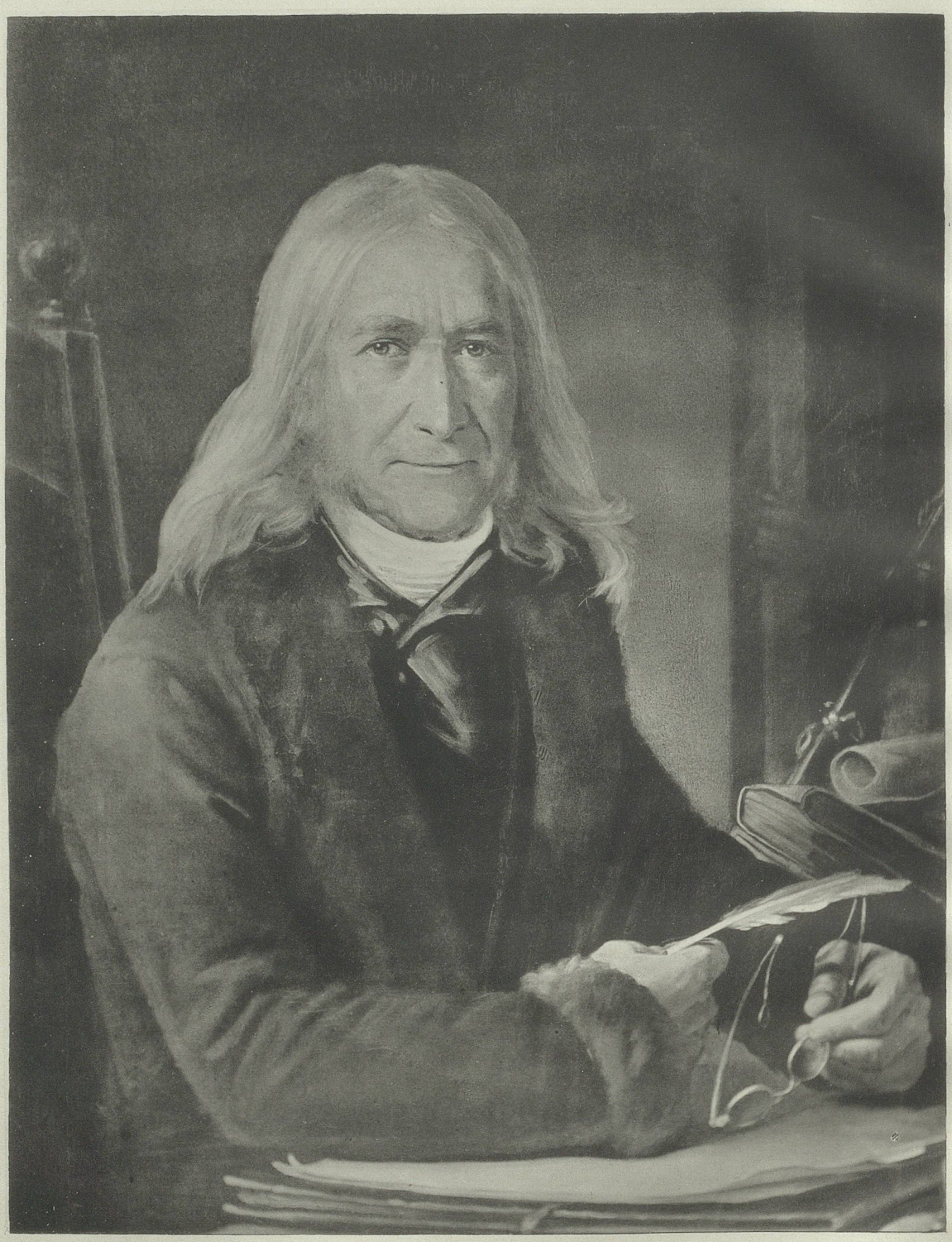
Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen.

Mit einer Tafel.

ST. GALLEN.
HUBER & COMP. (F. FEHR).
1880.

5
3
pl.



Peter Scheitlin

der „Professor“ zu St. Gallen.

Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen.

Mit einer Tafel.

STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN · VADIANA ·

ST. GALLEN.
HUBER & COMP. (F. FEHR).
1880.

Es ziemt sich wohl, dass die St. Gallischen Neujahrsblätter auch einmal eingehend des Mannes gedenken, welcher in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts das geistige Leben St. Gallen's geweckt und geleitet hat, wie kaum Einer vor ihm seit den Tagen Vadian's. Auch ihm ist es vergönnt gewesen, in einer Zeit mächtiger Umwandlung aller bürgerlichen Verhältnisse, wie der Denkweise und des Strebens der Völker des Abendlandes im engen Kreise seiner kleinen, vom Weltverkehr fern abliegenden Vaterstadt einem neuen Geiste und einer neuen Zeit Bahn zu brechen.

Ist auch jene Umwandlung nicht so gewaltig und tiefgründig gewesen, wie die der Reformation, war Scheitlin's Wirksamkeit auch nicht so einschneidend, wie diejenige Vadian's, seine öffentliche Stellung ungleich bescheidener und niemals getragen von politischer Bedeutung — : dennoch war auch der schlichte „Professor" durch Jahrzehnte hindurch der thatkräftige, durch alle Schichten der Bevölkerung hin wirkende Mittelpunkt des geistigen Lebens und der geistigen Entwicklung St. Gallen's; und ein Grosstheil dessen, was seine Vaterstadt heute an Anstalten, Stiftungen und Vereinen zur Förderung der Bildung und Bethätigung des Gemeinsinns besitzt, hat seine Wurzeln in den mannigfaltigen Anregungen, die von ihm ausgiengen.

Die Geschichte seines Lebens selbst aber zeigt uns am besten, welch' mächtiger Umschwung in allen Lebensgebieten unserer Stadt, wie in der Gesinnung und Denkweise ihrer Einwohnerschaft stattgefunden hat, seit Scheitlin zum ersten Male das Licht der Welt erblickte. So mag denn dieses Lebensbild, das bei der Feier der hundertmaligen Wiederkehr seines Geburtstages im kleinen Kreise von Nachkommen, Freunden und Verehrern des edeln Mannes vorgetragen wurde, auch in weitern Kreisen das Andenken an Ihn erneuern, dem St. Gallen so viel verdankt.

Das städtische Taufbuch führt unterm 4. März 1779 in seinen Rubriken den Namen *Peter* auf als ehel. Söhnlein des *Leonhard Scheitlin,* Kaufherren zu St. Gallen, und der Frau *Weibratha Fehr.* Peter Scheitlin hat auch diesen Tag stets als seinen Geburtstag bezeichnet. Ob er es wirklich gewesen ist, das ist bei der einzigen Datumsrubrik des alten Taufbuches und bei der Uebung jener Zeit, den Tauftag auch als Geburtstag zu feiern, wohl kaum mehr diplomatisch festzustellen. Da es damals auch in protestantischen Landen Sitte war, mit den Neugebornen so schnell als thunlich zur Taufe zu eilen, so ist es allerdings sehr wahrscheinlich, dass auch bei ihm Tauf- und Geburtstag zusammenfallen.

Peter Scheitlin war das siebente von elf heranreifenden Kindern, welche seinen Eltern geboren wurden. Er selbst hat uns das durch den zahlreichen Geschwisterkreis belebte Vaterhaus in einer nur als Manuscript gedruckten und nur noch in einem Exemplare vorhandenen, sehr in's Einzelne gehenden und äusserst interessanten Selbstbiographie, die leider nur allzufrüh abbricht, in plastischer Weise geschildert. Er schreibt über seine Eltern:

„Mein Vater war der Sohn eines wackern Wagners, meine Mutter die Tochter eines Kaufmanns, beide aus guten bürgerlichen, sehr kinderreichen Familien. Der Vater mehr klein von Gestalt,

leichten Baues, brauner Gesichtsfarbe, in Allem kräftig, ernsten Blickes, starker Stimme, steif einherschreitend, von früh Morgens bis Abends spät thätig, unermüdlich. Er sprach nur, wenn's nöthig war. Am Mittags- und Nachttische war er schweigsam, immer in Gedanken, oft rechnend. Dann bewegten sich seine Lippen, und unwillkürlich entfuhren denselben laut gewordene Zahlen. Sein Schweigen am Tische unterbrach er nur, wenn eine Warnung oder Bestrafung nothwendig war. Im Kreise von Freunden aber überströmte er von Witz und Laune. Sein Wollen oder Nichtwollen war schwer zu ändern; darum galt er für eigensinnig und seines steifen Ganges wegen für hochmüthig.

„Arbeiten und beten liebte er völlig gleich. Vor Tische wurde allemal gebetet, nach Tische selten, weil die Kinder bald wegliefen; aber regelmässig wurde das Nachtgebet verrichtet. An den Sonnabenden wurde eine Predigt, in den Festzeiten auch ein paar Mal in der Woche vorgelesen. Ja, an Abendmahltagen galt es oft, zwei Predigten unmittelbar nach einander und noch drei oder vier Abendmahlgebete zu hören. Hierin und im Kirchenbesuche war die strengste Ordnung. Sonntäglich besuchte er die Kirche zwei Mal, in der Woche ein Mal, wir Kinder, wie ein langer Schweif hinter einem Kometen, hinter ihm her. Jede Versäumniss des Gebetes oder der Kirche rief einem Donnerwetter. Und das donnerte wie ein Waldstrom und machte das Haus zittern.

„Streng lebte er im alten Glauben und streng war seine Sittlichkeit, doch seine Sitte eher mild als hart, obschon ihn alle Leute fürchteten. Im ganzen Jahre sprach er mit einem einzelnen Kinde, wenn es nicht fragte, kein Wort, es sei denn Neujahrstag gewesen. Dann sprachen wir wieder einmal gelernte Wünsche aus. Hierauf gieng er die ganze lange Litanei der Kinder durch und lobte und tadelte jedes mit Namen, und mit vielen Thränen ermunterte er uns zur Rechtschaffenheit und Frömmigkeit. Er selbst las für sich offenbar viel, sprach französisch und verstand ein wenig Latein und war ein vorzüglicher Rechner.

„Die Mutter, die wir wegen vornehmerer Abstammung Mamma nannten, war gross und schwer, wie alle ihre vielen Brüder und Schwestern. Sie hielt sich mit allen ihren Gedanken, Wünschen und Bestrebungen nur an's Haus und wollte und konnte einzig Gattin, Haushälterin und Mutter sein. Kaum trat sie je in die Welt hinein, und gar keine Notiz nahm sie von den kirchlichen, vaterländischen oder welthistorischen Begebenheiten. Ob Trojer oder Griechen, ob Zürich oder Bern, Württemberg oder Rom .... das war ihr Alles eins, wenn nur der Vater gesund blieb; und die Welt hätte untergehen mögen, wenn nur er, die Kinder, die Geschwister und Verschwägerten, und noch etwa eine Freundin nicht mit untergegangen wären. Neigungen, die nicht zu ihren engen Verhältnissen gehörten, kannte und ahnte sie nicht, obschon sie wie alle Geschwister den Charakter des Sanguinismus ganz offenbar an sich hatte. Es war nur der Sanguinismus der Gutmüthigkeit. Sie gab den Armen sehr gerne. Wurde im Nachherbste das Haus auf den Winter mit Fleisch versehen, so ermangelte sie nie, ziemlich viel davon den Hausarmen durch die Kinder zutragen zu lassen. Am Sonnabend nahm sie die Ruthe hinter dem grossen, goldrahmigen Spiegel hervor, setzte sich in den Lehnsessel, stellte alle Kinder in einen Halbkreis vor sich hin und liess sie die auswendig gelernten Gebetsprüchlein, meist aus Gellert, der Reihe nach hersagen. Wer lachte, kriegte augenblicklich Strafe; Steckenbleiben wurde nicht bestraft. Ausser bei diesen Gebetchen wurde gar keine Art körperlicher Züchtigung angewandt. Der Mutter mildes und des Vaters starkes Wort regierten und herrschten ohne irgend einen Widerstand.“

Das war das Elternpaar Peter Scheitlin's. Er selbst war ein zartgebildeter, anfangs schwächlicher, aber lebhafter und früh schon geistig geweckter Knabe. Wir haben nicht umsonst uns das Vaterhaus durch ihn selbst näher schildern lassen. Es stellt sich auch hier als der natürliche Grund und Boden dar, aus welchem der eigentliche Charakter des spätern Mannes erwuchs. So unähnlich der steife, bedächtige, allezeit im gemessenen Schritt sich bewegende Kaufherr von St. Gallen und sein lebhafter, genialer Sohn beim ersten Anblick auch erscheinen, die fast unbegreifliche Energie, die er im Leben vielfach gezeigt, die Strenge, mit welcher er sich selbst oft behandelte, die unermüdliche Arbeitskraft,

der rasch die Verhältnisse durchdringende und ordnende Blick stammt vom Vater; sein sanguinisches Temperament, die grosse Gutmüthigkeit und Menschenliebe, die ihn ausgezeichnet hat, war der Mutter Gabe.

Aber mehr noch als dies Erbe elterlicher Charaktereigenschaften war die ganze Lebensführung des Vaterhauses dazu angethan, den jungen Knaben zu dem zu machen, was er geworden ist. Der unerschütterlich feste Rahmen der in althergebrachten Geleisen sich bewegenden häuslichen Sitte und Zucht bewahrte den lebhaften und allem Anscheine nach auch eigensinnigen Knaben vor allem Gemeinen, wie vor jener innern Haltlosigkeit und Zerfahrenheit, in welche sonst so gerne geniale Naturen verfallen, und liess ihm auf der andern Seite doch vollen Spielraum, seine Eigenart zu entfalten. Die behagliche ökonomische Situation der Eltern, die erst in spätern Jahren sich änderte, bot ihm auch schon in früher Knabenzeit mehr als den meisten seiner Jugendgenossen Mittel und Gelegenheit, seine Anschauungen zu bereichern.

Auch die Schule störte diese Selbständigkeit der Entwicklung in dem begabten Knaben nur wenig; sie war auch gar zu erbärmlich! Von eigentlichem Klassenunterrichte war auch in der öffentlichen Knabenschule, dem *Gymnasium,* so wenig die Rede, wie in der Kleinkinderschule, in welcher das fünfjährige Bürschlein unter der unbehülflichen Anleitung von drei Lehrerinnen schon lesen und stricken lernte. Die Knaben kamen einzeln zum Pulte des Lehrers, dort die gelernten Pensen herzusagen oder vorzulesen und neue zu empfangen; und während der Meister der Schule sich mit einem oder zweien beschäftigte, trieben die übrigen sechszig oder achtzig was sie wollten und konnten! Als Lesebuch diente die Bibel. Der ganze Unterricht bestand in der Uebung des Gedächtnisses und auch diese wurde so mechanisch und gedankenlos als möglich betrieben. Von dem Lehrer für die Realien, die von der dritten Klasse an gelehrt werden sollten, schreibt Scheitlin: „Er war alles Wissens und Könnens baar. Sein Religionsunterricht war kindisch, die Geographie bestand im Aufsuchen der Städte auf der Karte, die Naturgeschichte in Anekdoten über einzelne Thiere.“ Den Unterricht im Zeichnen, der in der öffentlichen Schule nicht gegeben wurde, erhielt Scheitlin privatim, jedoch nur bei einem ehemaligen Schreiner, der seine Schüler nichts als Stickmödel zeichnen lassen konnte.

Auch in den obersten Klassen war es nicht besser. Alle Lehrer gehörten damals dem geistlichen Stande an, waren aber auf's Dürftigste vorgebildet, meist wegen Mangel an Begabung untauglich für die Kanzel, aus Familienrücksichten gewählt. Sie standen durch ihre unvernünftige Pädagogik in stetem rohestem Kriegszustande mit ihren Schülern. „Ich glaube nicht,“ schreibt Scheitlin, „dass damals in St. Gallen Drei gewesen, die das Wort Granit kannten. Eine kleine, unbenannte, durch zufällige, gescheidte und dumme Geschenke entstandene Sammlung von ein paar Thieren, etlichen Muscheln und Petrefakten aus der Molassebildung St. Gallen's lag auf der Stadtbibliothek, und ein unbedingt in allen wissenswerthen Dingen unwissender Lehrer zeigte den wissbegierigen Schülern in allem Ernste die Kalktropfsteine als Versteinerungen von grünen Nüssen und Kalbfleisch vor.“

Aber gerade dieser totale Mangel an aller Systematik und Gründlichkeit des Schulunterrichtes weckte in dem wissensdurstigen Knaben von früh an den Trieb des Selbstforschens. Geistig geweckt und hoch begabt, wie er von Haus aus war, und durch die Schule wohl angeregt, aber nicht befriedigt, hatte der Knabe bald ein offenes Auge für alle grossen und kleinen Vorgänge der Natur um ihn her. Schmetterlinge, Käfer, Mineralien wurden mit dem Handelsfleisse des Vaters gesammelt, vertauscht und erkauft und in rastloser Lebendigkeit Alles, was die Lektüre des Robinson, der Reisebeschreibungen Campe's, Weisse's Kinderfreund, Salzmann's Familie Herrmann u. s. w. dem jugendlichen Gemüthe vorführte, durch seinen Schaffenstrieb in's Leben zu übertragen versucht. In Wachs und Pappendeckel, Papier und Holz wurde gearbeitet, ja selbst eine Elektrisirmaschine versuchte sich der junge Naturforscher zu konstruiren. So lernte der rege Geist sich selber bilden, ungehemmt im Hause, wo Jedes seinen Geschäften nachgieng, von keinem Lehrer unterstützt, schaute der Knabe voll unbezähmbarer

Lernbegierde in's volle Leben der Natur, wie in das Treiben der Menschen auf der Gasse und in der Werkstatt und verschlang an Lektüre Alles, was ihm unter die Finger kam. Freilich war das so ungeordnet als möglich, aber es weckte jene Unmittelbarkeit und Unabhängigkeit seines Forschens und Wissens, jenen gesunden Realismus und jene Genialität seines Geisteslebens, die ihn durch seine ganze spätere Wirksamkeit hin zu einer so mächtig auf ihre Umgebung wirkenden Persönlichkeit gemacht haben.

Freilich führte der Trieb, alles selber sehen und erfahren zu wollen, und die zuweilen an Starrsinn streifende Willensenergie den unerfahrenen Knaben oft zu den tollsten, lebensgefährlichen Proben. „Immer," schreibt er, „wollte ich inne werden, was wahr am Gesagten sei. Ich ass einen Dolden Vogelbeeren, weil die Vögel sie auch essen; ich musste mich erbrechen, sie nicht. Ich versuchte den Seidelbast, der mich fast verbrannte. Ich ass mit einem Kameraden in seinem sehr sonnigen Garten Kaffeblüthen. Sie waren süss wie Milch und Zucker, aber wir vergifteten uns furchtbar, und mein Freund lag lange wie todt. Ich schluckte eine ziemliche Portion Quecksilber hinunter, weil ich einen Apotheker zu einem Bauern sagen hörte, man werde dadurch inne, ob man innerlich just sei." Aber trotz zahlloser derartiger Knabenstreiche, wie sie seine Selbstbiographie in langer Reihe aufzählt, war der junge Scheitlin doch nie eigentlich roh; die Sitte des Hauses und sein feines, gutmüthiges Naturell bewahrten ihn davor auch in Umgebungen gemeinern Schlages. Er mochte mit seinen sonderbaren Einfällen und unerhörten Ideen wohl oft Kopfschütteln erregen; im Ganzen blieb ihm stets das Wohlwollen seiner Lehrer und der ältern Leute um ihn her.

So trat er nach zurückgelegter Schulzeit mit dem fünfzehnten Jahre in das Comptoir seines Vaters ein, weil sich das gleichsam von selbst zu verstehen schien. „Kaufmann wollte ich nur werden," schreibt er, „weil mir noch nichts Anderes in den Sinn gekommen, ich mir noch nicht klar war." Aber seine wissenschaftlichen Liebhabereien, sein originelles Wesen, die bereits hoch entwickelte Selbständigkeit wollten sich auf die Dauer doch nicht recht in den pedantischen Gang des damaligen Comptoirlebens fügen. Ein Streit, den er mit dem Faktor des Hauses hatte, brachte seine Abneigung gegen seine dermalige Stellung zum Durchbruche. Nach einer durchwachten Nacht, in welcher er Voit's „Beschreibung aller Handwerke" lesend die Vorzüge und Mängel aller Berufsarten durchgieng, kam er zum Entschlusse, sich dem Studium zu widmen. Das hiess aber damals in St. Gallen nichts anderes, als Pfarrer werden. Wie er selbst gesteht, hat ihn nicht die Liebe und Neigung zur Theologie zu diesem Entschlusse gebracht, sondern allein sein Wissenstrieb, den er nur auf diesem Wege befriedigen konnte.

Die Eltern gaben auch zu diesem Entschluss gerne ihre Einwilligung, die Mutter mit grosser Freudigkeit, der Vater mit dem Wunsche: er möge sich zu einem gelehrten Manne ausbilden, weil St. Gallen an solchen Männern gar grossen Mangel habe!

So besuchte nun Scheitlin mit dem Herbste 1795 das sogenannte *Kollegium.* Das war ein Institut für höhere Bildung, das sich so ziemlich ebenbürtig dem übrigen Schulwesen des damaligen St. Gallen anreihte. Bis zum Jahre 1713 hatten die St. Galler, welche höhere Bildung anstrebten, dieselbe wie auch die Vorbildung dazu auswärts, meist in Basel und Holland suchen müssen. Nur hie und da fand sich etwa ein Geistlicher, der durch Ertheilung von Privatunterricht die zum Studium ersehenen Jünglinge, es waren fast alles künftige Geistliche, auf die hohe Schule vorbereitete. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zeichnete sich *Bartholome Wegelin* hierin besonders aus. In jenem Jahre nun wurde der Stadtrath durch eine reiche Vergabung der Familie *Locher* bewogen, eine öffentliche Lehranstalt für Geschichte und biblische Sprachkunde zu errichten, und Bartholome Wegelin wurde zum Professor ernannt. Nach zwei Jahren wurde ihm ein zweiter Professor für lateinische Sprache und Philosophie beigegeben. Da liess sich der nur allzu eifrige Wegelin allmälig herbei, seine Schüler freiwillig auch in den Disziplinen der eigentlichen Theologie zu unterrichten, um ihnen so die fremde Universität zu ersparen.

Der treue Eifer des begabten Lehrers wurde aber für die Entwicklung St. Gallens im vorigen Jahrhundert verhängnissvoll. Bald genug wurde die anfangs freiwillige Leistung Wegelin's zur gesetzlichen Norm. Die weitaus grösste Zahl der Geistlichen, die ja damals fast die einzigen Träger höherer Bildung waren, absolvirte nun ihre Studien vollständig an der theologischen Fakultät in St. Gallen. Ohne je fremdes Leben kennen gelernt, an einer eigentlichen Universität einen weitern Einblick in die Gebiete der Wissenschaft gewonnen zu haben, traten sie in's Amt ein. Unduldsamste Engherzigkeit, die Alles, was von Aussen kam, argwöhnisch ausschloss, jede Neuerung verabscheute, wurde nun ein Wesenszug der städtischen Geistlichkeit. Eine Masse höchst schwach begabter Leute, für welche die Unkosten der fremden Universität niemals aufgewendet worden wären, die nun aber doch um bürgerlicher Rücksichten willen die Ordination erhielten, drückten das Maass der Bildung des einflussreichen Standes, der das gesammte Schulwesen in seiner Hand hatte, noch mehr herunter. Die kleine, auf sich selbst beschränkte Lehranstalt aber musste auf dem engen Boden immer mehr verkümmern.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts bestand der Studiengang derselben zunächst in einem vierjährigen *Vorkurse*, der die eigentliche Gymnasialbildung, die klassischen Sprachen, die verschiedenen Zweige der Philosophie und die Physik umfasste. Diesem folgte dann in zweijährigem *Hauptkurse* das Studium der hebräischen Sprache und der eigentlichen theologischen Disziplinen. Das Alles hatten zwei Professoren zu bieten. Dem Professor der Humaniora fiel Physik, Philosophie und Latein zu, demjenigen der Theologie das Griechische und Hebräische, Rhetorik, Geographie, Geschichte, mathematische Geographie und — die ganze Theologie, das heisst Kirchengeschichte, Exegese, Dogmatik, Katechetik, Homiletik und Pastoraltheologie. Man denke sich einen Lehrer unserer Tage unter dieser Last! Das Salair für diese Riesenarbeit bestand ohne irgend eine weitere Zuthat aus ganzen 600 Gulden.

Dass es auch auf dieser höchsten St. Gallischen Bildungsstätte so oberflächlich als möglich zugieng, lässt sich wohl denken. Der Unterricht bestand wesentlich in gemeinsamer Lektüre eines Lesebuchs über die angeführten Fächer und in möglichst wortgetreuer Einprägung desselben in's Gedächtniss.

Ein derartiges Studium vermochte nun allerdings nicht, einen heranreifenden Jüngling von so vielseitigem selbsterworbenem Wissen für die supranaturalistische, trockene Theologie zu begeistern, die am Kollegium zu St. Gallen damals dominirte. So sehr Scheitlin seine Professoren ehrte, welche beide höchst ehrenwerthe und in ihrem Lehrberufe hingebungsvolle Männer waren, so gewissenhaft er seinen Studien oblag, — zu einer wahren religiösen Vertiefung, zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung ist er in jenen Jahren nicht gekommen.

Auch der Konfirmandenunterricht, den er erst jetzt nach seinem Uebertritt an's Kollegium genoss, hat, wie er selbst gesteht, nicht tief auf ihn gewirkt. „Ich hatte ihn vorsätzlich ziemlich lange aufgeschoben. Ich machte mir vorher ein dunkles Gefühlsbild von ihm und meinte, mein Gefühl werde besonders angeregt. Ich widerstrebte nicht; ich wurde aber auch nicht angezogen. Der Unterricht gab mir nur altmodige, für mich langweilige Exegese und eine Dogmatik, die auf den Wunsch des Lehrers, nicht aber auf die Seele der Jünglinge berechnet war. Oft reute es mich, dass ich mich so unterrichten und dann noch konfirmiren liess. Die Konfirmation fand im Zimmer des Lehrers statt. Doch galt mir statt ihrer das öffentliche stille, feierliche erste Abendmahl.“

Mächtiger als Schule und Unterricht wirkten in diesen bedeutungsvollen Entwicklungsjahren die gewaltigen Weltereignisse auf den Jüngling ein, die ihr Echo auch im stillen Hochthale von St. Gallen fanden. Die erste Kunde von der Revolution in Paris hatte schon den zehnjährigen Knaben tief erregt. Die „Augsburger Ordinarizeitung“, welche damals noch fast allein den Bürgern St. Gallen's die Kunde von den Vorgängen der Aussenwelt vermittelte, genügte bald nicht mehr. Der Vater hatte Girtanner's bändereiche Revolutionsgeschichte angeschafft, der Knabe konnte ihr allmäliges Erscheinen kaum erwarten. Die grossen Reden der Nationalversammlung wurden häufig abgeschrieben und für Charlotte Corday, La Fayette und Lanjuinais glühend geschwärmt.

Aber allmälig vollzog sich auch in ihm eine Wandlung in seinen Sympathien für die Männer der Revolution. Die blutigen Orgien der Jakobiner, die Leiden und der Untergang der königlichen Familie empörten das so tief empfindende Gemüth des Knaben. Den Ideen blieb er zwar treu, aber ihren Trägern schwur er, ein junger Hannibal, Tod und Verderben. Als dann nach einigen Jahren diese Ideen auch im eigenen Volke Gestalt anzunehmen begannen, und der Untergang der alten Staatsordnung drohte, als die fränkischen Heere raubend und plündernd in die Schweiz einbrachen und den schwachen Widerstand der aus Rand und Band gehenden Eidgenossenschaft blutig unterdrückten, da erstickte der tief verwundete Patriotismus des Jünglings auch die Begeisterung für die grossen und edlen Grundgedanken der Revolution. Als am 4. März 1798 die Kunde auf Windesflügeln nach St. Gallen gedrungen, dass Bern der Uebermacht der Franzosen erlegen, da schluchzte der neunzehnjährige Jüngling laut auf und der achtundfünfzigjährige Vater mit ihm. Klagend und weinend zog er den ganzen Tag von Freund zu Freund. Der Jammer und Schrecken über den Untergang der Freiheit muss nach Scheitlin's Schilderung in jenen Tagen auch in dem vom damaligen Kriegsschauplatze so fern abliegenden St. Gallen ein gewaltiger gewesen sein und die ganze Bevölkerung erfasst haben.

Die nun folgenden Ereignisse, die Errichtung der Einen und untheilbaren Republik, der Untergang der politischen Selbständigkeit der Vaterstadt, vor allem die knechtische Gesinnung der schweizerischen Machthaber gegenüber der Raubsucht französischer Generale, der Wankelmuth der Menge, der heute den Franzosen, morgen den Oesterreichern entgegenjubelte, das Alles hat ihm die Theilnahme am politischen Getriebe von früh an entleidet. Scheitlin war eine zu subjektiv entwickelte, zu fein organisirte Natur, um sich in die rohe Disziplin der politischen Parteien jener Zeit zu fügen. Der Politik ist er denn auch Zeit seines Lebens ferne geblieben. Um der neuen Staatsordnung nicht den Eid der Treue leisten zu müssen, gieng er im Sommer 1798 für einige Wochen nach Ravensburg zu der befreundeten Familie des dortigen Bürgermeisters. Dennoch konnte er der ihm peinlichen Aufgabe sich nicht entziehen, bei einer mit dem seltsamsten Schaugepränge in Szene gesetzten Feier zur Inauguration der neuen helvetischen Verfassung als einer der Repräsentanten der Studentenschaft Theil zu nehmen. Trotz dieser konservativen Haltung gegenüber den rasch wechselnden staatlichen Neuerungen gährten die treibenden Ideen der neuen Zeit doch mächtig in seinem Geiste, wie das seine Aufsätze und ersten schriftstellerischen Versuche beweisen, die uns aus jenen Tagen noch erhalten sind.

In diesen hocherregten Zeiten, in welchen St. Gallen wiederholt den Durchzug feindlicher Heerestheile erfuhr, bald die Franzosen, bald die Oesterreicher zu beherbergen hatte und eine politische Veränderung die andere drängte, während ihn zugleich auch der Tod der Mutter, die zu Ende 1799 starb, tief ergriff, vollendete Scheitlin seine Vorbereitung zum theologischen Examen. Er hatte wenig Sympathie gewonnen für die damals herrschende Kirchenlehre. Der trockene Rationalismus jener Zeit, der im Grunde auch die strenggläubige Richtung durchdrang, hatte sein Gemüth leer gelassen, und seine religiösen Zweifel, die ihn, den Sohn eines treu am alten Glauben hängenden Vaterhauses, oft schwer beängstigten, waren nicht gelöst worden. Aber es war ihm eine hohe Verehrung und Liebe zur heiligen Schrift geblieben und durch das Studium des Hebräischen, das er mit grosser Lust betrieb, noch gemehrt worden, und mit naiver Unbefangenheit suchte er sich nun ihrem unmittelbaren Einflusse hinzugeben, von der Zukunft die Lösung der Widersprüche hoffend, welche zwischen manchen ihrer Vorstellungen und seiner wissenschaftlichen Erkenntniss lagen. Ohne Sinn für Systematik und darum auch aller Dogmatik fremd und feindlich gegenüberstehend, lebte ihm die Religion im Gefühle, in den angeborenen und anerzogenen Bedürfnissen des Gemüthes und nicht im Verstande.

So bestand er am 27. März 1801 sein theologisches Examen in Gemeinschaft mit seinem Studiengenossen und Jugendfreunde *Kessler* mit Auszeichnung. Seine Probepredigt aber wollte ihm

nicht gelingen. Sein Examinator Stähelin, der nachmalige Antistes, hatte ihm den Spruch zum Texte gegeben: „Lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebet.“ Die Predigt war reich an Gedanken; aber dem jungen Manne wollte es, ganz charakteristisch für ihn, nicht gelingen, sie nach den hergebrachten homiletischen Regeln zu ordnen und unter eine Disposition zu bringen. So erntete sein Mitgenosse das grössere Lob. „Das Urtheil war gerecht,“ schreibt Scheitlin darüber. „Ich war zufrieden, im Examen florirt zu haben, und unbedingt getröstete ich mich des Gedankens, der Gaben seien manche. Er sei zum Kanzelredner, ich zum Lehrer bestimmt. Ich wolle und könne es ihm im Gebiet des Wissenschaftlichen vorthun, und — gefalle ich als Prediger nicht, so predige ich auch nicht.“

Im April trat er nun die längst ersehnte Reise zur deutschen Universität an. Elf Freunde begleiteten ihn zu Pferde bis nach Wil, dann reiste er über Schaffhausen nach Tübingen und Stuttgart und nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt nach *Göttingen*. Dorthin hatte ihn vor allem der grosse Naturforscher *Blumenbach* gezogen; aber auch die theologischen Lehrstühle waren sehr gut besetzt. Die Namen Stäudlin, Ammon, Eichhorn, Plank bezeichnen lauter hervorragende Lehrer auf den verschiedenen Gebieten der Theologie damaliger Zeit. Scheitlin hat sie mit Eifer gehört, auch Heeren, den Meister auf dem Gebiete der Geschichte, Bouterwek, den besonders durch seine Aesthetik bekannten Philosophen. Aber am eifrigsten ist er zu den Füssen Blumenbach's gesessen, und hat er Naturkunde und Naturphilosophie studirt. Er trat mit ihm bald in engern persönlichen Verkehr und erhielt Zutritt zu dessen reichhaltigen Sammlungen. Der grosse Meister der Naturwissenschaft fand Wohlgefallen an dem begabten jungen Manne. Er suchte ihn für eine Stelle als Naturforscher im Dienste der afrikanischen Gesellschaft Englands zu gewinnen; aber Scheitlin kannte die Schweizerkrankheit des Heimwehs bereits aus Erfahrung, und seine immer der Schonung bedürftigen Gesundheitszustände verboten es ihm, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten.

Mit vollen Zügen genoss der junge Mann nun das reiche wissenschaftliche und gesellige Leben, das sich in fremdem Lande vor ihm aufthat. Das Examen lag hinter ihm; er konnte, durch nichts gehindert, seinen Lieblingsstudien nachgehen. Vor wilden studentischen Ausschreitungen, wie sie damals in Göttingen im Schwange waren, bewahrte ihn seine gute Erziehung, sein selbständiger Charakter und auch seine zarte Gesundheit. Aber, wo es in anständiger Weise fröhlich zugieng, war er gerne dabei. Es war seine Wonne, sich von den Wellen des reichen Lebens um ihn her treiben zu lassen und sorglos zu nehmen, was der Augenblick ihm bot. Zahlreiche Ausflüge, Besuche in Kassel und in Hamburg erhöhten den Genuss der drei Semester, welche er in Göttingen zubrachte. Eine Harzreise im Herbste 1802 führte ihn, den ohne festen Reiseplan Wandernden, durch Niedersachsen, Brandenburg und Obersachsen immer weiter, bis in ihm der Entschluss reifte, sich noch für das Wintersemester in *Jena* niederzulassen. Ohne Kollegien zu belegen, benutzte er den Aufenthalt in Jena zu wiederholten Ausflügen nach Wittenberg, Leipzig, Dresden, überall offenen Auges für alles Neue, für Kleines und Grosses, das ihm entgegen trat. In Weimar sah er die erste Aufführung von Schiller's Braut von Messina in Gegenwart des Dichters und Göthe's. „Das war ein Auditorium! Alles, was Leben und Athem hatte, gehen, reiten, fahren konnte, eilte hin. Das Stück war zwiefach neu. Wie bekannt hat Schiller durch dieses die tragischen Chöre der Griechen in unsere neue Dramaturgie einführen wollen. Der Effekt war dreifach: gross, tief, erregend.“

Charakteristisch für Scheitlin's religiösen Standpunkt ist, was er bei Anlass seines Besuches in Leipzig über Gellert schreibt: „Kaum etwas Herrlicheres ist in Leipzig zu sehen als Gellert's Grabmal. Viel eher sollte man dahin, als nach Mekka wallfahrten. Gellert's Grabmal? Gellert ist nicht begraben worden. Sein Geist lebt und wohnt in allen Kirchen deutscher Zunge, und eher werden zehn Millionen Menschen anderer Art und andern Werthes sterben, als er. Ich möchte mir kaum einen andern Menschen ausser Gellert als Vorbild wählen!“

Aber Scheitlin wollte und konnte seiner ganzen Natur nach kein unbedingtes Vorbild brauchen,

wie er auch keinem System sich zu verschreiben vermochte; seine energische Persönlichkeit und sein unbezwingbarer Wissenstrieb sträubten sich gegen jedes dogmatische Joch. Nichts kam ihm trauriger vor, als das Schwören in die Worte des Meisters, nichts armseliger, als mit dem Weggang von der Universität ein Fertiger und Abgeschlossener in's Leben zu treten. So ist er denn auch im Frühjahr 1803 nach St. Gallen zurückgekehrt, reich an Wissen, aber immer noch bereit zu lernen, ohne festes Ziel harrend, wohin Gott und sein Schicksal ihn stellen werden.

Noch war in seiner Vaterstadt für ihn das Feld nicht bereitet. Die abermalige Umwandlung aller politischen Verhältnisse — das Jahr 1803 ist ja das Geburtsjahr des dermaligen Kantons St. Gallen —, die drückende ökonomische Lage nach den schweren Kriegszeiten traten jedem Wunsche nach Verbesserung des Schulwesens hemmend entgegen, so dringend auch eine solche gewesen wäre. So musste denn Scheitlin die erste praktische Schule im *Pfarramte* durchmachen.

Im Juli 1803 berief ihn die Gemeinde *Kerenzen* im Kanton Glarus, jetzt gewöhnlich Obstalden genannt, zu ihrem Pfarrer. Das war eine Anfängerstelle wie geschaffen für unsern Kandidaten.

Die grossartige Gebirgswelt, welche die hoch über dem linken Ufer des Walensees liegende Gemeinde umgibt, im Norden die gewaltige Front der sieben Kurfirsten mit ihren steil zum See abfallenden Wänden, im Süden die mächtigen Gebirgsstöcke des Kantons Glarus mit ihren schneebedeckten Häuptern, mussten den für die Schönheiten der Natur hoch empfänglichen jungen Mann mit stets neuem Entzücken erfüllen. Er hat auch gleich im ersten Jahre seine Umgebung nach allen Seiten durchstreift, bald allein, bald mit besuchenden Freunden.

Die volle Poesie erhielt für ihn die neue Heimath jedoch durch den Einzug seiner Braut in's bescheidene Pfarrhaus zu Kerenzen. Schon in seinen Studienjahren in St. Gallen hatte er *Anna Katharina Tschudi* von Glarus, die Tochter des damaligen Pfarrers von Sulgen, bei Anlass eines Besuches derselben in St. Gallen kennen und mit allem Feuer der Jugend lieben gelernt. Die Liebe war gegenseitig und der stille Bund der Liebenden war, lange geheimgehalten, ein mächtiger Ansporn des Fleisses und idealer Begeisterung für den edeln Jüngling gewesen. Erst vor seinem Examen hatte er seine Neigung dem strengen Vater zu entdecken gewagt; doch dieser hatte auch hierin den Sohn gewähren lassen, als er sah, dass die frühzeitige Verlobung ihn im Entschlusse, die Universität zu besuchen, nicht wankend gemacht habe. So hatte Scheitlin's Studienjahre ein Verhältniss voll edelster Poesie durchzogen; und nun stand er am Ziele seiner Wünsche. Am 1. November des Jahres 1803 führte er den Gegenstand seiner Jugendliebe in die freundliche neue Heimath ein. Er hat mit ihm nahezu fünfzig Jahre hindurch das Glück einer durch gegenseitige unentwegte Liebe und Treue gesegneten Ehe genossen. Seine Gattin hat es verstanden, als vortreffliche Hausfrau und Mutter des genialen Mannes Eigenart völlig zu erfassen, seinem leicht beweglichen, stets in's Weite strebenden Naturell ergänzend und mildernd zur Seite zu stehen und dem in ökonomischen Dingen oft allzu Sorglosen eine behagliche Heimath zu schaffen und zu erhalten. Schon im ersten Jahre ihres Ehestandes wurde sie die treue Pflegerin des zu Anfang des Jahres 1804 schwer erkrankten Gatten. Auch der bereits 64 Jahre alte Vater hatte sich zu seinem Sohne in's Pfarrhaus zu Kerenzen zurückgezogen. Die schweren Kriegszeiten hatten seine einst sehr soliden Vermögensverhältnisse völlig zerrüttet.

Sein Pfarramt führte der junge Pfarrer in der ganzen Eigenart seines Wesens. Die kleine Berggemeinde, aus fünf gesönderten Weilern bestehend, die sich am Kerenzerberg hinziehen, war damals noch für jedes Fuhrwerk unzugänglich und abgeschnitten von allem Verkehr. Da lebten noch Manche, die Zeit ihres Lebens kein Pferd gesehen. Von einer kantonalen Aufsicht über die Gemeindeverwaltung war kaum die Rede. Scheitlin war gewählt worden, ohne dass Jemand nach Zeugniss oder Diplom gefragt hätte. Er hatte die erledigte Pfarrei ansehen wollen, dann sich bestimmen lassen, vor der Gemeinde zu predigen, und fünf Minuten nach seinem Austritt aus der Kirche war er einstimmig erwählter Pfarrer von Kerenzen! Ausser den Grenzen seiner Gemeinde kümmerte sich Niemand

um diese Wahlvorgänge. Noch war der Pfarrer unter diesen einfachen Bergbewohnern die eigentliche Obrigkeit, so bald er nur sich Achtung zu erwerben und mit den Leuten umzugehen verstand. Und Scheitlin war der Mann dazu, dies zu leisten. Sein originelles Wesen, seine Tracht und seine Lebensführung, die noch mehr an die Studentenzeit als an den Pfarrer erinnerten, erregten freilich nicht wenig Kopfschütteln; aber sein leutseliger Verkehr mit Alt und Jung, seine Aufrichtigkeit und Gutherzigkeit öffneten ihm rasch die Herzen seiner Gemeindegenossen, und wenn auch die Neuerungssucht des unruhigen Fremdlings dem stabilen Sinn der Bauern oft unbequeme, zuweilen unerfüllbare Zumuthungen stellte, im Ganzen fühlten sie bald heraus, dass er es herzlich gut meine, und gaben ihm nach und nach manche liebe alte Gewohnheit preis. Scheitlin aber gab sich vor Allem Mühe, auf der Kanzel möglichst einfach, verständlich und praktisch zu reden, im Leben der Gemeinde das wirklich Erreichbare zu erstreben; dagegen wich er auch von einem einmal in's Auge gefassten Ziele nicht zurück. Er wusste bald sich Geltung zu verschaffen, indem er auch den Angesehensten unerschrocken die Wahrheit in's Gesicht sagte, wenn er sie ungerecht handeln sah. Es machte ihm gar nichts, einen im Kirchstuhl schlafenden Vorsteher dadurch zu wecken, dass er plötzlich in der Predigt inne hielt, oder Mütter mit unruhigen Kindern aus der Kirche zu schicken.

Am entschiedensten griff er in die Schule ein. Die Gemeinde besass zwar zwei Schulen, allein von Schulrath, Protokoll und Examen war keine Rede. Der Lehrer, ein ausgedienter Soldat, der 28 Jahre hindurch Garnisonsdienst in Hüningen versehen hatte, war absolut unwissend; da galt es eben selbst den Lehrer zu machen. Durch Austheilung von Schulprämien und ein feierliches Examen, zu welchem er selber persönlich die halbe Gemeinde geladen hatte, suchte er bei Alt und Jung die Theilnahme für die völlig vernachlässigte Schule zu wecken. Die erwachsene Jugend wurde Sonntag Nachmittags zum Gesange in's Pfarrhaus versammelt, die öffentliche Konfirmationsfeier eingeführt und mancher althergebrachte Missbrauch und Unfug abgeschafft oder ernstlich bekämpft. Schon dachte der eifrige Pfarrer an die Einführung eines neuen Gesangbuches an Stelle der Lobwasser'schen Psalmen. Doch mitten in diesem eifrigen Streben, neues Leben in seine Gemeinde zu bringen, traf ihn ein Ruf seiner Vaterstadt. Am 8. April 1805 hatte ihn der Stadtrath zum Professor der Philosophie und Naturkunde am reorganisirten Kollegium ernannt. Schon am 12. Mai nahm er Abschied von seiner ihm lieb gewordenen Gemeinde, der er bis in die spätesten Lebensjahre ein freundliches Andenken und seine Zuneigung bewahrte.

So hatte Scheitlin mit 26 Jahren bereits die Stellung errungen, welche die Grundlage seiner ganzen spätern Lebenswirksamkeit bildete, und welche er nur mit kurzem Unterbruch Zeit seines Lebens eingenommen hat. Er heisst nicht umsonst in der Erinnerung seiner Vaterstadt der „*Professor*" Scheitlin.

Er heisst so, nicht allein um des Amtes willen, sondern noch viel mehr um der Art und Weise willen, in welcher er es ausfüllte, um Dessen willen, was er Alles aus diesem Amte gemacht hat. Denn Scheitlin war nicht nur der Professor für den engern Kreis seiner eigentlichen Schüler, er war ein solcher für alle Schichten und Kreise der Bevölkerung seiner Vaterstadt, der Führer auf allen Gebieten des geistigen Fortschrittes in seiner Umgebung.

Zunächst ist er nun allerdings der Professor im eminenten Sinne auf seinem *Lehrstuhl* im Kreise seiner Studiosen gewesen durch alle fünf Jahrzehnte seiner Wirksamkeit hin. Scheitlin war hier ein Lehrer von Gottesgnaden, kein Gelehrter, aber ein Weiser, kein Professor gewöhnlicher Art, aber ein Meister, der nicht nur Schüler, sondern auch Jünger hatte, denen er zum Ausgangs- und Mittelpunkte ihrer Bildung, ihres ganzen geistigen Strebens, zum Vorbild ihres Denkens und Wirkens wurde.

Ein grosser Gelehrter, der bahnbrechend auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft gewirkt hätte, ist Scheitlin nicht gewesen, dazu war er zu allseitig in seinem Wissen und Forschen; er war eine Art Polyhistor. Aber wenn er eben darum kaum einen Zweig der Wissenschaft bis in alle Einzel-

heiten erschöpfend durchdrungen hat, zu Hause war er doch darin. Es war keine oberflächliche Vielwisserei, die er trieb, kein blosses Glänzenwollen mit Halbwissen; nichts lag ihm ferner als eitles Absprechen, sondern was er ergriff, suchte er mit ächt wissenschaftlichem Sinne zu erfassen und zu durchdringen.

Unsere Zeit mit ihrem durch allseitige Detailforschung unendlich bereicherten Wissensgehalte verlangt unbedingt Arbeitstheilung auf jedem Gebiete der Gelehrsamkeit. Professoren in der Art Scheitlin's sind heutzutage wohl allerwärts eine Unmöglichkeit, weil fast jeder Zweig der Wissenschaft zu seiner gründlichen Erforschung die Arbeit eines ganzen Lebens verlangt. Niemand wird es darum an dem Naturforscher tadeln, wenn er die philosophischen Disziplinen nur leichthin kennt, oder vom Geschichtforscher verlangen, dass er auch in den Naturwissenschaften genauen Bescheid wisse, über jenes Mass allgemeiner humanistischer Bildung hinaus, die das Gymnasium zu dieser Zeit bietet. Aber für die damalige Zeit und insbesondere für das damalige St. Gallen war Scheitlin in der That fast nach allen Richtungen hin der „Gelehrte". Wohl ausgestattet mit theologischem Wissen, gut bewandert auf dem Gebiete der Philosophie, in der Naturwissenschaft mit besonderer Vorliebe zu Hause und in der Geschichte nicht fremd, drang er rasch in jedes Gebiet der Erkenntniss ein, wenn es sich darin zu orientiren oder selbst darüber zu lehren galt.

Denn mehr als das, was er auf der Schule gelernt und durch reichhaltige Lektüre sich angeeignet hatte, befähigte ihn zu solchem Universalismus die *Methode* seines Lernens und Lehrens, die Art und Weise, wie er das Wissen ergriff und mittheilte. Diese hat ihn zu dem originellen, auf seine Schüler so mächtig wirkenden Meister gemacht.

Die Ungebundenheit und innere Freiheit, mit welcher Scheitlin schon als Knabe sein Verlangen nach Erkenntniss befriedigte, ist ihm auch als Mann eigen geblieben. Nie hat er sich einer Schule, einem System verschrieben. Er wollte sich nichts vordenken lassen, nichts bloss nachplappern, immer selber schauen, sei's mit dem forschenden Auge, sei's mit dem denkenden Verstande. So hatte er sich zunächst gewöhnt, Alles klar und kräftig anzusehen, aber nicht weniger auch Alles, was er sah und erkannte, selbständig denkend in sich zu verarbeiten. Alle seine wissenschaftlichen Erfahrungen bekamen in ihm sein persönliches individuelles Gepräge, erhielten irgendwie für sein sittliches oder wissenschaftliches Leben Zweck und Ziel. Darum gesellte sich zu dieser fortwährenden Geistesarbeit auch stets ein Drittes hinzu: der Trieb, das, was er innerlich gewonnen, äusserlich, praktisch zu verwerthen, wieder zu lehren oder auf andere Weise in's Leben einzuführen. So wurde Alles, was er auf dem Lehrstuhle oder im Gespräche gab, individuell, lebendig, bei aller Unvollständigkeit doch ein abgerundetes, organisch gewordenes und gegliedertes Ganzes, das immer den Hörer fesseln musste, weil es Leben war. Was er lehrte, war nie bloss mit Hülfe des Gedächtnisses eingeprägt und mechanisch reproduzirt, sondern stets denkend angeeignet und in ihm selbst verarbeitet. Darum war sein Vortrag bei aller Ruhe und Klarheit, die ihm eigen war, voller Lichtblitze, die da und dort das Einzelne beleuchtend zugleich ein flüchtiges Schlaglicht auf ein neues Gebiet der Erkenntniss warfen oder eine praktische Anwendung im Leben zeigten; aphoristisch, geistreich oft im Stile Jean Paul's, nur weniger gesucht, sondern bei ihm so recht Er selbst.

Aber das Alles war auch getragen von einer ganz eigenthümlichen milden Wärme des Gemüths. Wie Scheitlin unmittelbar aus dem Leben schöpfte, um zum Wissen zu gelangen, so war sein Wissen auch wieder unmittelbar für's Menschenleben bestimmt; es musste dazu dienen, den Menschen zu bilden, ihm einen bessern und festern Halt für sein Thun und Lassen zu geben und das sittliche Bewusstsein und Handeln zu veredeln. Immer kamen daher unter die theoretischen Erörterungen praktische Winke, Anwendungen für eine weise Lebensführung. Dabei verlor er das eigentliche Ziel, den Gegenstand, über welchen er sprach, doch nie aus den Augen. Es war seine eigenthümliche Manier, was er zu behandeln hatte, gleichsam von innen heraus vor den Augen seiner Schüler entstehen zu lassen,

indem er zunächst die Hauptpunkte bezeichnete, auf die es ankam, dann sie in höchst einfacher, natürlicher Entwicklung in Umrisse verband und allmälig diese mit einem Detail von Folgerungen und Anwendungen belebte, so dass was er zeigen wollte sich immer deutlicher in das Bewusstsein des Schülers einprägen musste. So wurde jeder seiner Vorträge ein individuelles Ganzes, eine Art Abhandlung für sich, die unmittelbar auf die Hörer praktisch anspornend und läuternd wirkte.

Und was er lehrte, das stellte er auch an sich selber dar. Eine Persönlichkeit, reich an Wissen und Können, aber anspruchslos und natürlich und doch wieder voll Ernst und sittlicher Kraft, reich an Wohlwollen und edelster Humanität, die selber praktisch bewährte, was sie vom Schüler verlangte, dabei von einer oft seltsamen und originellen Freiheit gegenüber aller Pedanterie des alltäglichen Lebens, selbst bis zur Nachlässigkeit in der äussern Erscheinung, nur erträglich, weil man bald merkte, wie er überall auf den Kern gieng, unbekümmert um Schale und Form.

Ein solcher Lehrer musste seine Schüler fesseln und begeistern. Er erschien den heranreifenden Jünglingen wie einer jener Weisheitslehrer des Alterthums, und gewiss ist es den meisten derselben gegangen, wie dem Verfasser dieses Lebensbildes, dass sie die Illustration zu ihrem Sokrates oder Plato unwillkürlich in der Gestalt ihres Lehrers Scheitlin suchten.

Es musste dies um so mehr geschehen, als auch der Verkehr mit ihm in den Lehrstunden ein höchst freier war. Scheitlin selbst that sich wenig Zwang an. Er kam oft zu spät und machte sich wenig daraus, selbst um einer Liebhaberei willen etwa eine Stunde ganz zu versäumen; aber er hat doch in der Regel mehr Stunden gegeben, als er zu ertheilen verpflichtet war, und sich überhaupt seinen Schülern auch ausser dem Schulzimmer mit aller Aufopferung gewidmet, so dass jeder seiner Studenten fühlen musste, er lebe für sie und sein Amt. Seine Exkursionen, die grössern Reischen, die er mit Einzelnen machte, die mancherlei Experimente, die er mit ihnen in der Zwischenzeit ausführte, seine uneigennützige Beihülfe, durch die er ihren Sammelfleiss weckte und unterstützte, brachten die Begabteren stets mit ihm in persönlichen Verkehr, und die Reifsten führte er gerne selbst in den Kreis befreundeter Männer ein. So wurde er rasch der Mittelpunkt für die höhere Schule St. Gallens, der Lehrer im höhern Sinn, bei allem Verdienste, das seine Kollegen haben mochten. Und er ist in dieser Stellung zu seinen Schülern verblieben von 1805 bis 1848, nahezu ein halbes Jahrhundert, der lebendige Agathon, dem zahlreiche strebsame Jünglinge das Beste verdanken, was die Schule ihnen bieten konnte, die Charakterbildung. Wer Scheitlin's Schüler gewesen ist, hat ihn durch sein ganzes Leben in lebhaftester Erinnerung getragen, und je befähigter er gewesen ist, auch um so mehr von seinen Eigenthümlichkeiten in sich aufgenommen.

Neben Naturgeschichte und Naturlehre, für welche er sich unermüdlich Sammlungen anlegte und Apparate anschaffte, lehrte er in den ersten Jahren auch Geometrie. In der Philosophie begann er mit Logik und Psychologie, dann folgte Geschichte der Philosophie, Naturrecht und Moral. Durch den ganzen Kursus zog sich der Unterricht in Rhetorik mit Uebungen in Schrift und Vortrag, und den Schluss bildete die Metaphysik. Als letzteres Fach später gestrichen wurde, setzte er es freiwillig fort mit den Studirenden der Theologie, die sonst seinen Unterricht nicht mehr besuchten. Er bot ihnen damit, wenigstens in den Jahren seiner vollen geistigen Kraft, eine philosophische Ausbildung, die derjenigen deutscher Universitäten kaum nachstand. Immerhin wurzelte seine philosophische Bildung noch ganz im Boden der Kantischen Schule, wenn sich auch seine eigene Denkweise vielfach mit Schelling und der Naturphilosophie damaliger Zeit berührte. Für Hegel fehlte ihm das rechte Verständniss; der geschlossene Schematismus und schroffe Dogmatismus der Hegel'schen Schule widerstrebte seiner Eigenart viel zu sehr.

Ein Mann von Scheitlin's Energie konnte, bei aller Hingabe und Begeisterung für sein Lehramt, seine Thätigkeit auf die Dauer nicht auf den engen Kreis seiner Studenten beschränken; es trieb ihn schon bald nach seiner Ankunft in St. Gallen hinaus in's Leben. Auch nöthigte ihn das bescheidene

Einkommen seiner Professur, das nicht im Verhältnisse zu den Bedürfnissen seines von Jahr zu Jahr wachsenden Familienkreises stand, sich um anderweitige Einnahmen umzusehen. Zunächst boten sich ihm einige geistliche Nebenstellen dar, die freilich nur eine bescheidene Wirksamkeit in Aussicht stellten, aber nach hergebrachter Sitte gewöhnlich mit Lehrämtern verbunden wurden. Schon im Juni 1803 wurde er *Prodiakonus* in St. Leonhard, das damals im Filialverhältniss zu den Stadtkirchen stand. Im April des folgenden Jahres rückte er zur Stelle eines der drei *Stadtdiakone* vor und wurde er zugleich Mitprediger für die Kettensträflinge. In dieser Stelle predigte er jedoch nur an Sonntagnachmittagen und an den Wochentagen vor einem kleinern Publikum, noch ohne Aufsehen zu erregen. Im Gegentheil übte seine Predigtweise, die so sehr gegen die traditionelle Form verstiess, auf seine Kirchgenossen zunächst wenig Anziehungskraft aus.

Bekannter wurde er schon in weiteren Kreisen durch die *Redaktion des Wochenblattes*, das damals in buntestem Gemisch zwischen den spärlichen und weitschweifigen Inseraten der Krämer und Wohnungsvermiether und den amtlichen Publikationen auch Aufsätze bald belehrenden, bald unterhaltenden Inhalts brachte. Hier versuchte Scheitlin zuerst auf litterarischem Wege seinen Ideen über Religion und Humanität Bahn zu brechen. Die erste bedeutendere Leistung dieser Art war seine Thätigkeit zur *Gründung des Waisenhauses.*

Der traurige Zustand der Waisenkinder wurde von ihm wiederholt im Wochenblatt zum Gegenstand der Besprechung gemacht. Seine Schilderungen, Mahnungen und Räthe weckten zwar anfangs wohl auch heftige Opposition und Unwillen bei den eifrigen Anhängern des Hergebrachten, deren St. Gallen in jener Zeit noch viele zählte, zumal der damalige Waisenvater Hess eine höchst pflichttreue und achtungswerthe Persönlichkeit war. Auch hatte die vor zwanzig Jahren erfolgte Absonderung der Kinder von den übrigen Einsassen des Spitals, soweit dies in dem alten umfangreichen Gebäude, das damals 340 Personen beherbergte, thunlich war, und die Unterstellung derselben unter die Pflege tüchtiger und für ihre Stellung geeigneter Waiseneltern als grosser Fortschritt gegolten. Aber nach und nach fanden seine Bemühungen doch einen fruchtbaren Boden. Andere heftigere Angriffe gegen die bisherigen Zustände folgten, und die Behörden mussten eingreifen. Unter dem Vorsitze des vielverdienten Stadtsyndikus *Kaspar Steinlin* setzte der Rath aus seiner Mitte eine Kommission ein, um die Frage der Waisenversorgung zu prüfen. Mit allem Eifer stand Scheitlin dieser Kommission zur Seite mit Rath und ermunterndem öffentlichen Worte. An Hülfsmitteln, meinte er, könne es dem edlen Werke nicht fehlen; der alte Spruch: „St. Gallen, deine Almosen erhalten dich,“ werde auch hier sich bewähren. Als dann der Rath auf den 28. August 1808 durch eine kirchliche Proklamation eine allgemeine Kollekte anordnete, und die Geistlichen von den Kanzeln an jenem Tage das edle Werk in ihren Predigten empfahlen, da hat vor Allen Scheitlin in seiner *Waisenhaus-Predigt am Linsebühl* das zündende Wort gesprochen. Allen Nachrichten zufolge hat sein im Drucke verbreiteter Vortrag auf die Einwohnerschaft durchschlagend gewirkt und nicht wenig zu dem glänzenden Erfolge der Hauskollekte beigetragen. Das durch die vorangehenden Kriegsjahre schwer mitgenommene St. Gallen brachte damals in wenigen Tagen die schöne Summe von 64,727 Gulden für die edle Stiftung zusammen. Mit Recht sagt der Geschichtschreiber unseres Waisenhauses*), man könne eigentlich nicht einer einzelnen Persönlichkeit das Verdienst zusprechen, das grossartige Liebeswerk der Gründung dieser Anstalt, die heute noch in ihrer trefflichen Einrichtung und Verwaltung ein Stolz unserer Stadt ist, von sich aus eingeleitet und durchgeführt zu haben. Es war das gemeinsame Verdienst einer Reihe tüchtiger Männer, die St. Gallen damals besass. Aber wohl nicht umsonst wird Scheitlin's Name in der mündlichen Tradition unter den Stiftern des Waisenhauses zum Voraus genannt. Der christliche und humane Sinn, der in der ganzen Zeitströmung lag, hat in ihm in

*) F. v. Tschudi: Das Waisenhaus in St. Gallen. Rückblick auf die Geschichte desselben bei der Feier des fünfzigsten Jahrestages seiner Stiftung. St. Gallen. Zollikofer'sche Offizin. 1861.

St. Gallen seinen beredtesten Fürsprecher und Ausdruck gefunden. Das aber war überhaupt Scheitlin's Eigenart, dass er überall anregte, neue Gedanken und Ideen in's Publikum oder einzelne Gesellschaftskreise warf, dann aber wieder gerne in den Hintergrund trat und es geeigneten Händen überliess, das begonnene Werk durchzuführen. Zum Organisator war er nicht geboren. Er hat dies als eine Eigenthümlichkeit seines Wesens auch wohl selbst erkannt, und wenn in spätern Jahren in geselligem Gespräche von seiner Wirksamkeit die Rede war, dann brauchte er wohl die Wendung: „Wenn ich einst gestorben bin, darf man wohl auf meinen Grabstein das Lob schreiben: „incitavit, er hat gestupft!"

Das hat nun allerdings Scheitlin nach allen Seiten hin gethan, aber nicht zum wenigsten auf dem *Gebiete der Wohlthätigkeit.* Die Waisenhauspredigt von 1808 ist nur das erste Blatt in einem dichten Kranze von Brochüren, Flugblättern, Vorträgen, durch die er irgend ein gemeinütziges Unternehmen in's Leben rief oder förderte. So benutzte er unter anderm auch den Jahresschluss von 1813, um unter dem Titel „Neujahrsgeschenk an's mitleidige Publikum" einen gedruckten Aufruf zur Gründung eines Hülfsvereins für arme Kranke zu verbreiten. Eine eigene schwere Krankheit, die er in jenem Jahre durchgemacht hatte, war die Veranlassung zu diesem Entschlusse. Doch scheint die Anregung noch keinen rechten Erfolg gehabt zu haben. Zuerst mussten schwere Nothzeiten eintreten, um den Gemeinsinn der Einwohnerschaft zu energischer Thatkraft zu wecken, und diese kamen nur zu bald. Schon der Sommer des Jahres 1815 war durch eine Missernte der Vorbote einer schweren Hungersnoth geworden; als aber auch im folgenden Jahre 1816 die Ernte vollständig missrieth, da erreichte die Noth allerwärts im Schweizerlande und auch in St. Gallen und seiner Umgebung einen unerhörten Grad. Scheitlin selbst hat die schaurigen Zustände jener Tage in einem treuen und höchst interessanten Büchlein geschildert, das er 1820 unter dem Titel *„Meine Armenreisen"* herausgab.

In dieser Zeit der Noth entfaltete Scheitlin die ganze Kraft seiner Menschenliebe. Durch seine Verbindung mit seiner frühern Pfarrgemeinde Kerenzen von dem Elend, welches schon im Sommer 1816 hauptsächlich auch in Folge des Rückganges der Spinnerlöhne auf dem Kanton Glarus lastete, unterrichtet und ergriffen, hatte er am Bettag über die schweren Leiden der Miteidgenossen eine ergreifende Predigt gehalten. Kaum zu Hause angelangt, erhielt er, durch ein taubstummes Mädchen übermittelt, bereits eine Gabe von 25 Gulden „für die armen Brüder im Kanton Glarus". Die Gaben mehrten sich rasch auf 168 Gulden und eine grosse Anzahl Kleidungsstücke. Da entschloss sich Scheitlin, selbst nach Glarus zu reisen und mit seinen beiden ältesten Söhnen, von denen der eine zwölf, der jüngere zehn Jahre alt war, den Nothstand des ihm lieb gewordenen Volkes kennen zu lernen. Er sah ein furchtbares Bild des Jammers auf seiner achtzehntägigen Reise. Doch kaum heimgekehrt, musste er erfahren, dass es keine solche Fahrt in's Weite brauchte, um ähnliche Bilder des Elends und der Trübsal zu schauen.

Sorglos und ohne Ahnung der hereinbrechenden Theurung hatte man in St. Gallen den Sommer vorüberziehen lassen, ohne irgendwie Vorsorge für den Winter zu treffen. Die Kornmagazine waren leer; man verkaufte selbst im Spätherbst noch Vorräthe im Glauben, die Frucht werde bald wohlfeiler werden, wenn das Dreschen vorüber sei. Als aber allmälig die Kunde eintraf von einer total missrathenen Ernte in den Kornländern ringsumher, als Bayern und Württemberg die Ausfuhr sperrten und jeder Wochenmarkt von Rorschach die Hiobsbotschaft neuen Aufschlags brachte, da brach auch im Kanton St. Gallen und Appenzell ein entsetzlicher Winter voll Entbehrung und Armuth über die Bevölkerung herein. Mannhaft wehrte sich die Stadt, zu der Tag für Tag die Schaaren der Hungernden aus weiter Umgebung strömten. Schon in den Nothjahren 1800 bis 1802 hatte sich nach dem Vorgange Zürichs auch in St. Gallen eine *Hülfsgesellschaft* gebildet, die besonders durch Austheilung der Rumford'schen Suppe viel Elend gelindert hatte. Sie war dann aber in den bald folgenden Jahren des Ueberflusses wieder eingegangen. Die Hungersnoth, die mit dem Winter von 1816 auf 1817 hereinbrach, rief sie auf's Neue wach. Die hervorragendsten Männer damaliger Zeit traten an

ihre Spitze. In jenem Nothjahre hat sie über 30,000 Gulden gesammelt und verwendet. Täglich wurden etwa 400 Arme mit Rumford'scher Suppe gespeist; eine Zwangsarbeitsanstalt für die vagirenden Bettler errichtet und auch in anderer Weise für Arbeit gesorgt, Kleider an die Zerlumpten ausgetheilt, gleichzeitig die Hausarmen der Stadt besucht und genährt. Ein edler Wetteifer hatte sich aller Wohlhabenden bemächtigt.

Als aber mit dem Einzug des ersehnten Frühlings die furchtbare Noth nicht abnahm, sondern stieg, da schickte Professor Scheitlin sich an, seine durch die Thätigkeit im Dienste der Hülfsgesellschaft unterbrochenen Armenreisen wieder aufzunehmen und das Elend in seinen eigenen Hütten aufzusuchen. Schon der erste Besuch, den er an einem Samstag Nachmittag bei vier Haushaltungen in St. Georgen machte, wirkte so erschütternd auf ihn, dass er am andern Morgen das grausige Elend, das er gesehen, auf der Kanzel schilderte; und bald wurde Scheitlin der mächtigste Helfer in der Noth. Von allen Seiten strömten ihm Gaben zu, und nach allen Seiten theilte er sie aus, immer persönlich die Hausarmen aufsuchend, begleitet von einem schlichten, aber für das Liebeswerk begeisterten Käsehändler, der ihm die Lebensmittel und Kleidungsstücke auf dem Rücken nachtrug. Nahm die Theilnahme ab, so entflammte er sie auf's Neue in seinen Predigten durch bewegliche Schilderungen dessen, was er gesehen. Und was er sah, war allerdings an sich ergreifend genug. Hier nur eine einzelne Episode, wie er sie in seinem interessanten Buche zu Dutzenden erzählt:

„An einem Morgen belud ich meinen treuen Begleiter mit Brod, Butter, Fleisch u. dgl. Wir wanderten über den Kapf an die Grenze des Appenzellerlandes. Man hatte mir gesagt, dass da oben schrecklich arme Leute wohnen. Es waren drei aneinander gebaute Hütten. Ich trat in eine derselben ein; es wohnten in ihr drei Frauenspersonen. Der Hunger war auf ihren Gesichtern gemalt. Ich legte ihnen einen Laib Brod auf den Tisch; ihr Blick war darauf wie angenagelt; sie weinten vor Freude über das Brod, wovon sie lange keins mehr gesehen hatten. Ich trat in die andere Hütte. Am Tische sass eine Mutter mit drei Kindern; sie schöpfte ihnen soeben aus einem Becken gesottenes Gras auf den Tisch; ohne Löffel, Gabel und Teller assen sie die nassen, rauchenden Kräuter mit den Händen. Auf dem Tische lag eine offene Bibel. Die Mutter sagte, dass diese in ihrer Noth ihr einziger Trost sei. Ich fragte sie, ob sie lange kein Brod mehr gegessen hätten. „„O Brod,““ erwiederte sie, „„wie wollten wir Brod haben?““ Gerne wollte ich ihnen diese Freude gewähren, allein ich hatte meinen Vorrath schon in 7—8 Häusern vertheilt. Soeben kam mir in den Sinn, dass die Frauenspersonen in der Nachbarstube mir etwa die Hälfte ihres vierpfündigen Laibes gegen ein anderes Nahrungsmittel abtreten würden. Schnell eilte ich hinüber, aber der Leib war schon bis auf die letzte Krume aufgegessen. Sie bedauerten es und schämten sich ein wenig; ich entschuldigte sie und wünschte, dass es ihnen wohlthun möchte, so viel auf einmal gegessen zu haben.“

Die edle Frucht jener traurigen Zeit ist unsere *städtische Hülfsgesellschaft,* welche nun bleibend Wurzel fasste in der St. Gallischen Bevölkerung und nun bereits durch eine Reihe von Dezennien in mannigfaltigster Form durch direkte Spenden und zahlreiche zur Hebung der Noth dienende Anstalten und Einrichtungen in reichem Segen gewirkt und tausendfaches Elend gelindert hat. Scheitlin war von Anfang an ihr thätiges, allezeit anregendes Mitglied, nach seiner Weise lange in der Zurückgezogenheit wirkend, während ältere Männer, die Spitzen des Staates und der Kirche, den Vorsitz führten. Doch hat er schon von den ersten Jahren an als Präsident der geheimen Austheilungskommission in steten Hausbesuchen und direktem Verkehr mit den Armen auch für diesen Verein einen überaus wichtigen Zweig der Thätigkeit besorgt. Erst im Jahre 1831 trat er dann selbst an die Spitze der Hülfsgesellschaft, bekleidete nun aber auch dieses Präsidentenamt bis an sein Lebensende, 16 Jahre lang. Man darf nur einen Blick werfen in die 16 gehaltvollen Eröffnungsreden, die er hielt, besonders in jene, welche die Themate behandeln: Beobachtungen über den Stand *der* Armen, die von der Wiege an arm geblieben sind; über die Geheim- oder Schüchternarmen; über die sog. Reichen unter den Armen; über die

Strassenbettler und Hauspetenten; über die Geber und Hülfeleistenden, um zu erkennen, dass er auch hier die schwere Aufgabe nicht nur so von oben her betrieb, sondern in und mit den Armen gelebt hat und zwar als ein Forscher und Denker und Helfer zugleich, bei der edeln Sache mit Kopf und Herz betheiligt, von seltener Einsicht in die Zustände des Menschenherzens und die verschiedenartigsten Verhältnisse des Lebens. So war Scheitlin bis an's Ende ein *Armenvater* in des Wortes höchstem Sinn oder, wie ihn sein Nachfolger im Präsidium der Hülfsgesellschaft nannte: *eine Hülfsgesellschaft in eigener Person!*

Doch diese Theilnahme für die Armen und Nothleidenden ist nur *eine* Seite in der bunten und mannigfaltigen Thätigkeit Professor Scheitlin's. Vor allem war ihm auch darum zu thun, den geselligen Verkehr seiner Mitbürger zu heben und zu veredeln und im steten Umgang mit den hervorragenden Männern der Stadt sein Wissen und seine Kenntnisse hinaus in alle Schichten der Gesellschaft zu tragen und praktisch zu gestalten. Schon im ersten Jahre nach seiner Anstellung in St. Gallen fieng er an, *öffentliche Vorträge* über Naturgeschichte und Naturlehre zu halten und Privatunterricht in den verschiedensten Fächern zu ertheilen, wobei seine Sammlungen und Apparate stets eine gewisse Anziehungskraft entwickelten.

Insbesondere aber nahm er sich des *Vereinswesens* an. Zwar ist er nicht der eigentliche Stifter des nun so reich entwickelten Vereinslebens in St. Gallen, wohl aber sein mächtigster Beförderer. Schon seit den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich ein Kreis edler Männer verbunden, durch gegenseitige Belehrung und wohlthätiges Wirken nach aussen das bisher so steife und vielfach erstorbene gesellige Leben der Stadt zu heben. Aber die Gesellschaft suchte sich möglichst im Verborgenen zu halten und ihre Wirksamkeit war daher stets eine bescheidene. Im Jahre 1789 war dann neben einem sogenannten „Cercle" der reichen Kaufherren, der nur für gesellige Unterhaltung bestimmt war, die „Litteraria" entstanden, um ihren Mitgliedern die mannigfaltigen Schätze der eben im Aufblühen begriffenen deutschen Litteratur zugänglich zu machen. Auch die Männer der gelehrten Stände hatten sich zu einer „Bibliothekgesellschaft" vereinigt, um die Stadtbibliothek, die Stiftung Vadian's, zu äufnen und zu nützen. Daneben bestand schon seit bald zwei Jahrhunderten die „Singgesellschaft zum Antlitz", das „Collegium musicum", wie es seine Stifter genannt hatten. Doch alle diese Genossenschaften bewegten sich in den steifsten und unbehülflichsten Formen und waren zum Theil dem Absterben nahe, als Scheitlin sich ihrer annahm.

Der gesellige Verkehr war ihm Lebensbedürfniss; er musste fortwährend anregen und sich anregen lassen. Aber das musste ohne steife Formen geschehen, es trieb ihn, Mensch unter Menschen zu sein. So hat er denn auch zuerst und auch lange allein die beengende Standeskleidung abgelegt, in welcher seine geistlichen Kollegen sich präsentirten, und auch in seinem Aeussern den gewöhnlichen Bürgern so weit es irgend angieng sich gleichgestellt. Unter den Fröhlichen fröhlich, konnte er selbst in's Lustige übergehen, aber ohne dabei den sittlichen Halt zu verlieren. Reich an Witz und allezeit schlagfertig, war er doch immer Herr seiner selbst und durch die Ueberlegenheit seines Wissens und seiner Geistesbildung immer der Mittelpunkt der Unterhaltung. Nichts war ihm lieber als das leicht sich bewegende bunte Gespräch, in das er dann und wann seine Belehrungen einflechten konnte. Aber so fest er auch auf seiner Meinung beharrte, und so selten er in Disputationen das Feld räumte, seine angeborne Gutmüthigkeit, sein anspruchsloses, von aller Herrschsucht und äusserm Ehrgeiz freies, ächt humanes Wesen machten seine geistige Ueberlegenheit kaum fühlbar. Nur wo steifes abgemessenes Wesen ihm entgegen trat und bloss äussere Vorzüge, Titel, Rang und Reichthum sich breit machten, zog er sich in sich selbst zurück und wurde er einsilbig. Allezeit aber zu dienen bereit, hat er in zahllosen Vorträgen, Anregungen und Vorschlägen jeden Kreis geistig zu heben und zu beleben verstanden, in den er eintrat.

So hat er gleich von 1805 an in der *Bibliothekgesellschaft* und in der *Litteraria* gewirkt und

ganz besonders der letztern neues Leben eingehaucht. Scheitlin schlug von früh an den klugen Weg ein, seine Vorschläge zur Verbesserung und Hebung des stockenden und abnehmenden Lebens in den Gesellschaften, in welche er eintrat, in humoristische Vorträge zu kleiden, und dann seine Gedanken eine Zeit lang wirken zu lassen, bis er ihnen in bestimmten Anträgen festen Halt gab. In der That hat er auch die litterarische Gesellschaft auf einen hohen Stand der Blüthe gebracht, auf dem sie sich etwa zwei Jahrzehnte hindurch erhielt.

Am meisten jedoch spürte unter den bestehenden Vereinen die *Sängergesellschaft zum Antlitz* seinen belebenden Einfluss. Als er im Jahre 1812 sich als Mitglied aufnehmen liess, bestand der Verein nur noch aus wenigen Theilhabern unter ihrem 78jährigen Obmann, dem Dekan Christoph Zollikofer. Es fehlte an Allem und nicht zum Wenigsten an geselligem Sinne und Verträglichkeit. Schon nach einem halben Jahre rückte Scheitlin in die leitende Kommission ein, und nun gestalteten sich die Verhältnisse rasch anders. Die engherzigen Schranken, welche alles gemüthliche Leben gehemmt hatten (durfte doch damals nach 8 Uhr Abends im Vereinslokale kein Licht mehr brennen!), wurden weggethan, gleichgesinnte Freunde geworben, seit dem 8. Oktober 1814 vierteljährlich einfache Festmahle unter Beizug der Frauen und Jungfrauen abgehalten, die sogenannten *Quartalmusiken;* und bei diesen Anlässen belebte Scheitlin die Gesellschaft mit seinen feinen humoristischen Vorträgen, in welchen er allerdings nicht selten seine treffenden Hiebe nach links und rechts fallen liess, aber in einer Weise, dass ihm doch Niemand zürnen konnte, und die Zuhörer in fortwährender Spannung blieben. Auch die Geschichte der alten Singgesellschaft hat er, veranlasst durch die zweihundertjährige Jubelfeier ihres Bestandes am 29. August 1820, bearbeitet und vereint mit einer hübschen Auslese seiner humoristischen Reden 1838 im Druck erscheinen lassen. Begreiflich, dass die Antlitzgesellschaft nun rasch wieder der Anziehungspunkt für Alles, was in St. Gallen der edlen Tonkunst huldigte, geworden ist. Jahrzehnte hindurch hat sie ein Grosses dazu beigetragen, den geselligen Verkehr der Stadt zu heben und zu beleben. Das Hauptziel der Gesellschaft, die Pflege des Gesangs, wurde indessen von Scheitlin nicht weniger im Auge behalten. Schon bald nach seinem Eintritt veranlasste er die Wahl eines tüchtigen Direktors in der Person von *Jahn*, dem damaligen Organisten der Hauptkirche; später wurde der Komponist *Ferdinand Huber* gewonnen, der mit Scheitlin vereint das musikalische Leben St. Gallens bald mächtig hob. Auf verschiedenen Sängerfahrten zu den benachbarten Appenzellern, unter welchen Pfarrer Weishaupt und Tobler den Volksgesang zu hoher Blüthe gebracht hatten, wurde der freundschaftliche Zusammenhalt und die Begeisterung für den Gesang stets neu erregt, zumal durch die zündenden Worte, die Scheitlin bei solchen Anlässen auch von der Tribüne sprach. Am Charfreitag 1838 wagte der Verein die erste Aufführung eines grössern Tonwerks, dem nun fast alljährlich die Palmsonntagskonzerte folgten, wie sie heute noch stattfinden.

So ward das neu belebte „Collegium musicum“ der Mutterschooss, aus dem in den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren allmälig das reiche musikalische Leben entsprosste, dessen St. Gallen sich heute erfreut. Nie hat in der alten Singgesellschaft, von dem Tage ihrer Stiftung an, so viel Friede, Einigkeit, Lebenslust und Gesangslust gewaltet, wie in den 25 Jahren seit dem Jubiläum von 1820. Nicht umsonst sang damals ein Mitglied des Vereins in allerdings etwas zweifelhafter Poesie, aber mit um so grösserem Wahrheitssinne: „An den Aktuar, den Gottesmann, schliesst jubelnd und hoffend sich die Gesellschaft an.“ Scheitlin war auch hier das Lebenselement des Vereins in seinem vieljährigen Aktuarsdienste, wie später, von 1832 an, als Präsident desselben und noch am Abend seines Lebens als allezeit hochwillkommenes und verehrtes Ehrenmitglied.

Im Jahre 1816 trat er auch der Gesellschaft *schweizerischer Naturforscher* und später der schweizerischen *gemeinnützigen Gesellschaft* bei.

Den eigentlichen Hebel und Mittelpunkt seines Wirkens für das Gemeinwohl seiner Vaterstadt besass jedoch Scheitlin in dem von ihm selbst gegründeten *wissenschaftlichen Verein.* Seit dem

20. Juli 1815 hatte er einen Kreis von Männern aus den verschiedensten Ständen und Berufsarten um sich versammelt, die, mit ihm durch gleiches Streben verbunden, in wärmster Zuneigung und Verehrung für ihn auch bereit waren, mit allen Kräften seine Ideen in's Leben einzuführen und zu verwirklichen.

Hier war er so ganz zu Hause und konnte er sich völlig geben, wie er war; denn hier wurde er auch völlig verstanden. „Man darf sagen," schreibt Pfarrer Bernet, Scheitlin's hochbegabter Schüler und jüngerer Freund, selbst eines der thätigsten Mitglieder dieses Vereins, „dass die einfache Traulichkeit, die selten so geübte Treuherzigkeit, die in dieser Gesellschaft immerdar waltete, dem Ideal einer Menschengesellschaft wenigstens nahe kam. Auch die Regsamkeit für ihren Zweck war bedeutend, wenn man in Anschlag nimmt, dass bei den meisten arbeitenden Mitgliedern ihre Leistungen nur aus der Anwendung spärlicher Mussestunden hervorgehen konnten. Einige Jahrzehnte hindurch gehörte es zu den seltenen Fällen, dass in den im Winter wöchentlichen, im Sommer vierzehntäglichen Versammlungen andere als eigene Arbeiten mitgetheilt wurden, und doch war jeder Beitrag freiwillig. Alles belebte sich fast einzig an des Vorstehers Beispiel, der dann freilich in dreiunddreissig Jahren über *zweihundert* Vorlesungen in diesem Vereine gegeben. Dieser erhielt denn auch bald in der Vaterstadt Anerkennung, und zuweilen sind die Anregungen zu verschiedenem Gemeinnützigen für St. Gallen, die er von Zeit zu Zeit sich erlaubte, mit geneigtem Sinne aufgenommen worden. Die Mitglieder des Vereins selbst thaten aber vollends, was Scheitlin wollte, vermuthlich weil er geschickt zu wollen wusste. Er herrschte, weil er sich von Herrschersinn frei halten konnte, nur durch den Willen der Regierten zu gelten begehrte. Uebrigens trat es auch da entscheidend hervor, wie sehr ihm die Weckung und Belebung freierer, edlerer Humanität das Erste und das wissenschaftliche Element nur Mittel zu diesem Zwecke war; daher ergab es sich, dass Mitglieder, die den Verein zu strengerer Wissenschaftlichkeit zu bringen sich bemühten, ihre Rechnung nicht fanden und gewöhnlich bald wieder austraten."

Was Bernet in bescheidenem Sinne in seinem für den Verein selbst bestimmten Nekrologe Scheitlin's *) nur andeutet, die Einwirkung der wissenschaftlichen Gesellschaft auf die verschiedenen Gebiete des geselligen Lebens der Stadt, das fand in weit höherem Maasse statt, als aus seinen schlichten Worten geschlossen werden möchte. Die Verbindung bestand aus den geistig geweckteſten und thatkräftigsten Männern der damaligen Zeit: da war Apotheker Meyer, der Gründer der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, da die Mediziner Rheiner, Wild und Wetter, die Pfarrer Zollikofer, der thatkräftige Förderer der Armenpflege, Heim und Archivar Ehrenzeller, der Herausgeber der Jahrbücher, später auch Bernet, der leider zu früh verstorbene Schulmann Enggwiler, der kunstverständige Präsident Karl Gonzenbach, die hervorragenden Kaufleute Zily, Wachter, Schlatter, der Militär und Dichter Grob, Maler Ehrenzeller, Goldschmied Kelly und eine Reihe Gewerbsmänner bis zum einfachsten Handwerker. Noch sind vom Jahre 1816 an die einlässlichen Jahresberichte des Präsidenten vorhanden und zeugen von der allseitigen Thätigkeit des Vereins. Wer sie durchliest, fühlt sich unwillkürlich angeweht vom Hauche längst vergangener goldener Tage; er wähnt sich in einen Kreis ideal gestimmter und begeisterter Jünglinge versetzt. Blickt er jedoch auf das, was hier nicht bloss gelesen, sondern auch verwirklicht wurde, dann werden diese Jünglinge zu thatkräftigen Männern, denen die Vaterstadt Grosses verdankt. Hier liegen die Keime für den Kunstverein, den Gewerbeverein, ihre Ausstellungen und Sammlungen, da die Ursprünge so mancher segensvollen Anregung für die Entwick-

*) J. J. Bernet, Pfarrer: Nekrolog von Peter Scheitlin, Dekan und Professor. St. Gallen und Bern, Huber & Cie. 1852. Dieses auf Grund langjährigen persönlichen Verkehrs mit wärmster Liebe, aber auch mit dem Eifer des begeisterten Schülers entworfene, leider nur allzu gedrängt gehaltene Lebensbild ist neben Scheitlin's eigenen Schriften und zerstreuten Notizen die einzige Quelle, die einem Biographen Scheitlin's zu Gebote steht, und darum auch dieser Arbeit zu Grunde gelegt.

lung des Schulwesens und des Handwerkerstandes, des Gesellenwesens und des gesammten städtischen Gemeindehaushalts. Denn alles Neue wurde hier zuerst besprochen, vorgezeigt und erprobt. Der wissenschaftliche Verein war des gemeinnützigen Professors rechte Hand.

Zu dieser buntgestalteten Wirksamkeit Scheitlin's als Lehrer der studirenden Jugend, als Freund der Armen, als gemeinnütziger Bürger trat nun in der ersten Hälfte seines Lebens noch ein Gebiet, das ihm wie kein anderes die Herzen der gesammten Einwohnerschaft öffnete, das *Pfarramt.*

Am 25. Februar 1813 war Scheitlin aus seiner bisherigen Diakonatsstelle zum eigentlichen Pfarrer von St. Leonhard vorgerückt. Hier hatte er nun jeden andern Sonntag am Vormittage zu predigen, und damit that sich ihm auch auf der Kanzel ein weiterer Kreis der Geltung und Wirksamkeit auf. Die kleine Kirche zu St. Leonhard fasste häufig einen grossen Theil seiner Zuhörer nicht, und der Umstand, dass man rechtzeitig zu seinen Predigten kommen musste, bildete bald um ihn einen geschlossenen Kreis von Anhängern. Auch hier war er durchaus original. Seine handschriftlichen Predigtentwürfe zeigen zwar wohl eine bestimmte Eintheilung; allein er war nicht der Mann, sich an das einmal Geschriebene zu halten, er musste bei seinem Vortrage frei schalten mit dem durchdachten Stoff. So gab er für seine Hörer mehr eine Perlenschnur aneinandergereihter Gedanken, Aphorismen und Bilder über ein festes Thema. Aber wie bei seinen Lehrvorträgen, war auch was er in der Predigt gab, innerlich auf's tiefste verarbeitet, durchdacht und zur persönlichsten Ueberzeugung und Herzenssache geworden, darum warm, eindringlich und die Hörer unwillkürlich fesselnd, durchaus praktisch, populär. Gerne brachte er seine Lebenserfahrungen auf die Kanzel, aber ohne dabei in einseitige oder maasslose Polemik zu verfallen. So waren seine Vorträge voll Leben, obschon sein äusseres Auftreten sehr einfach, seine Aussprache des beengten Athmens wegen sogar etwas mühsam war und obwohl er die Eigenthümlichkeit hatte, sich stets am Kanzelbrett zu halten, weil ihn von jeher der Schwindel plagte. Aber er sprach auch hier durchaus natürlich, ohne den sogenannten Kanzelton, und der reichgestaltete Inhalt liess auch jene äussern Mängel bald vergessen.

Der theologische Standpunkt, auf dem Scheitlin ruhte, war der Rationalismus, jedoch durchaus nicht der formalistisch-steife und ausgeleerte Rationalismus seiner Zeit, der das ganze religiöse Leben in ein paar Formeln und Begriffe presste. Es war ein „idealistischer Rationalismus", wie er selbst es nannte, das heisst ächt religiöser Humanismus, vor Allem im Geiste der Bergpredigt und der Gleichnisse Jesu gehalten und von eigener Ueberzeugung vertieft und getragen. Es klang in ihm noch eine naive Gläubigkeit nach, so dass er in gehobener Stimmung auch den schwierigsten biblischen Vorstellungen einfach sich hingeben und sie zu eigenen Herzenserfahrungen machen konnte. So blieb er bei aller Verstandesschärfe doch tief religiös, und was er in dieser Weise religiös fühlte, konnte er auch wieder so lebendig seinen Hörern mittheilen, dass diese ebenfalls, ohne nach dem theologischen Standpunkte zu fragen, sich ihm einfach hingaben. Nur die ausgesprochenen Anhänger des Pietismus waren seine erklärten Gegner und liessen es zum Theil auch an einzelnen Angriffen nicht fehlen.

Der Zudrang zu seiner Kanzel wurde immer grösser, und als im Jahre 1821 Antistes Scherrer starb, wurde Scheitlin unter Umgehung der sonst ängstlich beobachteten Rangordnung zum *dritten Stadtpfarrer* gewählt und ihm damit der Zugang zur Hauptkanzel der Stadt eröffnet; ein Gebiet der Wirksamkeit, das bei der damals noch sehr kirchenfreundlichen Bewohnerschaft St. Gallens von weittragender Bedeutung war. Schon seit 1816 war Scheitlin auch in die oberste Kirchenbehörde des Kantons, den *Kirchenrath,* berufen worden, war gleichzeitig *Erziehungsrath* und Mitglied der *Stadtkirchenvorsteherschaft*

So sah er sich auf der Mittagshöhe seines Lebens hineingestellt in ein reichgestaltetes Arbeitsfeld, gehoben durch die mannigfaltigsten Erfolge seiner Thätigkeit, hochverehrt von seinen Schülern, getragen vom unbedingten Vertrauen und der Hochachtung seiner Mitbürger und auch in seinem Hause ein gesegneter Mann. Es waren ihm im Laufe der Jahre vier Söhne und vier Töchter erblüht, und

unter der sorgenden Hut seiner treuen Lebensgefährtin genoss er des glücklichsten Familienlebens im Kreise der Kinder und zahlreicher Freunde, die sein gastliches Haus stets gerne heimsuchten. Wenn ihn seine vielfachen Berufs- und Vereinsgeschäfte auch oft mehr in Anspruch nahmen, als es den Seinen, insbesondere der vorsorglichen Hausfrau erwünscht sein mochte, so konnte er doch wieder zu Zeiten mit vollster Herzlichkeit und Hingabe seinen Kindern leben, für deren Unterhaltung und Anregung insbesondere sein Sammlerfleiss in ausgiebigster Weise sorgte. Ganz besonders die Scheitlin'schen Familienspaziergänge waren allezeit für die Theilnehmer ein hohes Freudenfest.

Aber allmälig warfen auch auf dieses bevorzugte Menschenleben die Nachtseiten des menschlichen Daseins ihre dunkeln Schatten. Seit ihm im Winter 1818 eine ihm sehr nahestehende Schwester durch den Tod entrissen wurde, folgte rasch ein Todesfall nach dem andern. Im Mai desselben Jahres starb 78 Jahre alt sein Vater, den er stets in hohen Ehren gehalten, ein Jahr darauf sein vertrautester Jugendfreund Erzieher Enggwiler, dann wieder ein Bruder und eine zweite Schwester, zuletzt das Härteste von Allem sein hoffnungsvoller jüngster Sohn im Alter von sechs Jahren. Schwer trafen diese raschen Todesfälle sein sehr tief empfindendes Gemüth; konnte er doch, als ihm am Eingang seines Hauses der Tod seines Kindes gemeldet wurde, geraume Zeit nicht die Treppe ersteigen. Aber noch Härteres stand ihm bevor.

Seine Gesundheit war nie stark gewesen. Schon in Kerenzen und später wiederholt in St. Gallen hatte er schwere Krankheitsanfälle durchgemacht, und fast regelmässig besuchte er alljährlich einen Kurort, um sich Erholung und Wiederherstellung seiner Kraft zu verschaffen. Anfangs zog er wie die meisten St. Galler zu jener Zeit in's Weissbad, später weilte er gerne im Hause seines eifrigen Schülers, des tüchtigen Arztes und Naturforschers Dr. Schläpfer in Trogen. Aber die übermässige Anstrengung, die er sich zumuthete, die seltsame Diät, die er einhielt (nicht selten ass er, wie Rousseau, nur wenn ihn wirklich hungerte), und die oft sehr kühnen Kuren, die er an sich selbst versuchte, forderten ihren Tribut. Die Schwindelanfälle, welche ihn schon auf der Kanzel in St. Leonhard geplagt hatten, traten immer häufiger auf und machten ihm zuletzt die wichtigste Funktion seines Pfarrdienstes, die Predigt, zur Unmöglichkeit.

Mit erneutem Interesse für sein Predigtamt hatte Scheitlin die Kanzel von St. Laurenz betreten. Er fieng an seine Entwürfe wieder eifriger zu schreiben und sie religiös zu vertiefen und noch volksthümlicher zu gestalten. Gerade um diese Zeit hielt er auch in der Synodalversammlung einen Vortrag über die Forderungen der Zeit an die Prediger der Gegenwart, in welchem er sich warm für eine Umgestaltung der herkömmlichen Predigtweise verwandte. Mochte er dadurch auch manchen Anhänger des Hergebrachten von seiner Kirche vertreiben, seine Zuhörerschaft blieb doch die grösste im damaligen St. Gallen. Allein schon im Frühling 1823 sah er sich gezwungen, von der Kanzel ferne zu bleiben. Oft schon hatte ihn in Folge seiner Schwindelanfälle unmittelbar vor der Stunde seines Auftretens eine unüberwindliche Angst ergriffen, wiederholt hatte er seine Rede abbrechen müssen; nun stellte sich ein Nervenleiden ein, das, verbunden mit Kopfschmerz, ihn geistig gänzlich zu lähmen drohte. Auch ein Kehlkopfübel mit peinlichem Husten machte sich geltend. Im Herbste sah er sich genöthigt, für ein Jahr um einen Vikar für seinen Kanzeldienst einzukommen, in der Hoffnung, durch eine andauernde Erholung sich für neue Anstrengung stärken zu können. Wiederholte vergebliche Versuche in der kleinen Kirche zu St. Leonhard, bei welchen ihn ein für alle Eventualitäten gerüsteter Hülfsprediger begleitete, überzeugten ihn endlich, dass die Kanzelwirksamkeit für ihn auf längere Zeit, vielleicht für immer verloren sei.

Das war für Scheitlin ein schmerzlicher Schlag. Er hatte sich in den letzten Jahren mit grösserem Eifer als früher auch den kirchlichen Fragen zugewendet. Die Gedächtnissfeier der schweizerischen *Reformation* im Jahre 1819 hatte er in einer Reihe trefflicher Kanzelvorträge begangen und dann, von der Kirchenvorsteherschaft dazu veranlasst, einen *Leitfaden der Kirchengeschichte* in po-

pulärer Behandlung im Druck erscheinen lassen. Darauf hatte er 1822 das Andenken des *Antistes Scherrer* gefeiert in pietätvoll entworfenen Lebensbildern des zu Ende des Jahres 1821 Verstorbenen und seines Vaters, des ehemaligen Pfarrers von Hundwil. In ähnlicher Weise hatte er auch dessen Vorgänger, Antistes *Peter Stähelin,* schon im Jahre 1815 ein literarisches Denkmal gesetzt. Ebenfalls im Jahre 1822 war durch seine Bemühung eine Vereinigung der St. Gallischen und Appenzellischen Geistlichkeit zu einer gemeinsamen Predigergesellschaft zu Stande gekommen und Scheitlin an ihre Spitze gestellt worden. Begreiflich, dass er mit widerstrebendem Herzen nun seine Resignation auf seine Pfarrstelle einreichte. Aber auch die Gemeinde konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, ihn aus einer Stellung scheiden zu sehen, in welcher sie ihn doppelt lieb gewonnen hatte. Scheitlin wurde vom Stadtrath ernstlich gebeten, zu bleiben, und so versah er denn, während er sich auf der Kanzel fortwährend vertreten lassen musste, noch immer die übrigen pfarramtlichen Funktionen, besorgte mit besonderem Geschicke die Vermittlung in Ehestreitsachen und bei immer stets sich steigernder Frequenz den Konfirmandenunterricht. Er hatte wiederholt über 90 Konfirmanden. Sein 1820 erschienenes *„Buch der Konfirmation“* ist eine werthvolle Frucht dieser Thätigkeit.

Und nicht nur seine pfarramtliche Stellung wurde durch seine zunehmende Kränklichkeit beeinträchtigt. Er musste auch für seine Lehrstelle Aushülfe suchen und war den ganzen Winter von 1824 auf 1825 an's Zimmer gebannt. Schon nach Jahresfrist erneute sich sein Leiden und im Frühling 1827 war er auf's Neue genöthigt, seinen Unterricht für lange Zeit einzustellen. Zu Ende von 1828 erlitt er einen so heftigen Nervenzufall, dass er selbst und die Seinigen die Lebenshoffnung aufgegeben hatten.

Zu diesen körperlichen Leiden, die dem an ungehemmte, allseitige Thätigkeit gewöhnten Manne doppelt schwer und peinlich werden mussten, gesellten sich noch anderweitige Erfahrungen, die gemüthlich nicht weniger drückend waren. Sein Einfluss, der bis jetzt ein fast unbedingter gewesen war, erfuhr allmälig eine Gegenströmung, die ihm manche schwere Stunde bereitete.

Die gründliche Reorganisation des städtischen Schulwesens, die im Jahre 1823 zu Stande kam, war zu einem nicht geringen Theile auch sein Werk gewesen. Im wissenschaftlichen Vereine wurden in jenem Jahre nicht weniger als neun Vorträge über diese Angelegenheit gehalten, und ein eifriges Mitglied desselben hatte sie im Schulrathe zuerst angeregt, Scheitlin im weitern Kreise mit der Feder für sie gewirkt. Diese Reorganisation nun, welche gerade die höhere Schule, an der Scheitlin wirkte, unberücksichtigt liess, und sich in einer Weise gestaltete, die mit der Zeit die Existenz des Kollegiums gefährden musste, war nicht nur vielfach gegen seine Ansichten ausgefallen, sie führte auch einige jüngere Kräfte in St. Gallen ein, die sich bald neben ihm und oft im Gegensatze zu ihm Geltung zu verschaffen wussten. Es kam um die Mitte der Zwanziger-Jahre mehrere Male zu höchst unerquicklichen, persönlichen Reibungen. Scheitlin war zu sehr durch seine vielseitige und energische Thätigkeit mit den bisherigen Zuständen und Einrichtungen seiner Vaterstadt verbunden, als dass er sich so leicht in von einem fremden Willen proponirte Neuerungen gefunden hätte. Er hatte bis jetzt auch ein so unbeschränktes Ansehen in seiner Umgebung genossen, dass es ihn einige Selbstüberwindung kostete, ihm bisher ferngestandene jüngere Männer durchaus selbständig und theilweise in direkter, nicht selten auch schroffer Opposition neben sich arbeiten zu sehen. Zu dem Allem kamen noch einzelne, oft nichts weniger als zarte Urtheile über seine bisherigen Leistungen, persönliche Angriffe in öffentlichen Blättern und Versammlungen, die sein für den Beifall der Menschen nicht unempfindliches Gemüth schwer verletzten. Das Alles erweckte in ihm das Gefühl, dass auch seine Zeit vorüber sei und sein Einfluss sich zu seinem Ende neige, in viel höherem Grade als dies berechtigt war.

Doch liess er sich dadurch nicht abhalten zu wirken, so lange und so oft es bei seinen langwierigen Krankheitsanfällen für ihn Tag war. Es ist erstaunlich, wie rasch der kaum vom Krankenbett Erstandene wieder mitten in seiner vollsten Thätigkeit stand. Insbesondere lebte und wirkte

er in diesen schweren Prüfungsjahren seines Lebens in und mit dem Kreise seiner treuesten Freunde, dem wissenschaftlichen Verein. Wie hier die Reorganisation und Hebung des Schulwesens angeregt wurde, haben wir bereits angedeutet. Im folgenden Jahre wurde die Herausgabe der *St. Gallischen Jahrbücher* beschlossen und im Jahre 1825, bei Anlass der Jubelfeier des zehnjährigen Bestandes der Gesellschaft, kam durch Scheitlin's Bemühung die *erste* eigentliche *Kunstausstellung* in St. Gallen zu Stande. Schon seit seinem ersten Lebensjahre hatte der wissenschaftliche Verein mit seinem jederzeit hochgefeierten Jahresfeste eine kleine Ausstellung von Produkten des St. Gallischen Gewerbs- und Kunstfleisses verbunden, allerdings nur in dem engsten Kreise der Vereinsmitglieder und ihrer Angehörigen, aber immer von einigem Werth und Einfluss für das gewerbliche und künstlerische Leben der Stadt. Nun wagte man sich zum ersten Male in die volle Oeffentlichkeit. Diese erste St. Gallische Kunstausstellung, freilich im Vergleiche zu dem, was unsere Tage bieten, ein bescheidener Anfang, fand im Saale des „Antlitz" statt und dauerte acht Tage. Sie fand grossen Beifall und reges Interesse bei der Bevölkerung und erzeugte auch den ersten Gedanken der Gründung eines eigenen Kunstvereins. Scheitlin's Freude über den glücklichen Erfolg seiner Bemühung war gross, so gross, dass er, besonders auch ermuthigt durch den Eintritt Karl Gonzenbach's in den wissenschaftlichen Verein, schon nach zwei Jahren eine Wiederholung des Unternehmens wagte, die nicht weniger glücklich ausfiel. Das Jahr darauf erfolgte denn auch die Gründung des *St. Gallischen Künstlervereins,* dessen Präsident Scheitlin 1829 wurde.

Bei der Feier des zehnjährigen Bestandes seines wissenschaftlichen Vereins, 1825, hatte Scheitlin auch für die Schuljugend der Stadt eine Broschüre herausgegeben, in welcher er derselben das Leben des berühmten St. Gallischen Predigers in Leipzig *G. J. Zollikofer* darstellte. Dies gab die Veranlassung zur Herausgabe und Vertheilung von *Neujahrsblättern* durch den besagten Verein, die in ihrer zehnjährigen Reihenfolge eine Beschreibung des Kantons St. Gallen durchführten, jedoch nur zum kleinsten Theile Scheitlin zum Verfasser hatten. Die meisten derselben hat Bernet ausgearbeitet. Das Unternehmen musste in späterer Zeit eingehen, weil keine einzige Behörde sich herbei liess, ihm die nöthige und wohlberechtigte finanzielle Unterstützung zu gewähren!

Im folgenden Jahre unternahm Scheitlin mit seinem Freunde Bernet die Herausgabe der wöchentlich erscheinenden *„Geschichtlichen Unterhaltungen"*. Ein originell und grossartig angelegtes, für jene Zeit auch bedeutendes Werk mit zahlreichen, theilweise von Bernet's eigener Hand gestochenen Bildern, das jedoch aus Mangel an Theilnahme und in Folge unbuchhändlerischen Betriebes zu keinem Abschluss gelangte und mitten im dritten Jahrgange zu erscheinen aufhörte. Ebenfalls in Verbindung mit Bernet hielt Scheitlin im Winter 1828/29 öffentliche Vorträge über *Physiognomik, Mimik und Verwandtes.* Bei Anlass des Hinscheides von J. J. Steinmann, des damaligen ältesten Bürgers, schrieb er ein hübsches kleines Büchlein über *Lebensdauer und Alter.* Dann schilderte er wieder in eigener Broschüre das damals vielbesuchte und gefeierte *Heinrichsbad* und begrüsste seinen Jahrgängerverein mit einer eigenen Festschrift bei seinem *Fünfzigerfeste,* während er für sich selbst anfieng seine *Selbstbiographie* zu entwerfen, die er dann auch seinem wissenschaftlichen Vereine vortrug.

So blieb er trotz aller Krankheitsanfälle stets in Verbindung mit der Oeffentlichkeit und trotz mancherlei Gegnerschaft doch im weitern Kreise der Stadt der hochverehrte Professor Scheitlin. Das erfuhr er reichlich in vielfachen Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit von Nah und Fern, als er seinen fünfzigsten Geburtstag begieng. Nicht weniger herzlich, wenn auch nach der Sitte damaliger Zeit auf den engsten Kreis beschränkt, war die Feier, welche seine Schüler ihm bei der Vollendung seines 25. Amtsjahres im Professorate bereiteten. Sie holten am Abend des 28. Septembers den nichts ahnenden Professor in sein Lehrzimmer, begrüssten ihn hier mit einer wohlgelungenen Ansprache und überreichten ihm ein Tableau mit den 184 Namen seiner bisherigen Schüler, nebst einem geschmackvoll gearbeiteten Ringe, als dem Sinnbild des edeln Bundes, der zwischen Lehrer und Zöglingen

bestehe und immer dauern werde. Ein fröhliches Mahl schloss die herzliche Feier. Es mag als Zeichen der damaligen Spannung der Gegensätze berührt werden, dass auch diese bescheidene Feier nicht vorüber gehen konnte, ohne einer gehässigen Polemik in den Tagesblättern zu rufen.

Ueberhaupt betrat Scheitlin mit dem Jahre 1830 wohl die bewegteste Epoche seines sonst äusserst einfach dahinfliessenden öffentlichen Lebens, reich an mancherlei Beweisen grosser Anhänglichkeit und Werthschätzung, aber nicht weniger reich auch an Enttäuschungen.

Schon im Januar des Jahres 1830 hatte er das Unglück, bei dem grossen Brande zu St. Magnihalden, dem grössten Brandunglücke, das die Stadt in diesem Jahrhundert betroffen hat, einen Theil seiner Habe einzubüssen. Sein eigenes Haus, aus dessen Fenstern er so manchmal in stiller Nacht auf den Friedhof herabgeschaut hatte, blieb zwar für dieses Mal noch verschont; aber beim ungeordneten Flüchten war nicht nur vieles von seinen Hausgeräthen, sondern, was er am meisten beklagte, auch ein Theil seiner Sammlungen und Manuskripte zu Grunde gegangen, insbesondere eine zum Druck bestimmte Arbeit über Gott, Jesus und die Menschheit, an welcher er schon lange gearbeitet hatte.

Dann folgten die grossen politischen Ereignisse in Frankreich, die ihre Wellen bis in die östlichen Grenzmarken der Schweiz warfen. Auch der Kanton St. Gallen machte seine Verfassungsrevision durch, und Professor Scheitlin's Stellung blieb davon nicht unberührt.

Noch immer bekleidete Scheitlin neben seiner Professur eine der vier Hauptpfarrstellen der Stadt. Als 1831 der vielverdiente Schulmann Steinmüller zum Antistes (Präsidenten des Kantonskirchenrathes) vorrückte, war Scheitlin *Vice-Antistes* der ev. Kantonskirche geworden, und das Kapitel der Geistlichen der Stadt hatte ihn 1833 auch zu seinem *Dekan* ernannt. Er hat diese letztere Stelle bis an sein Lebensende bekleidet, und noch zeugt ein fast ganz ausgeschriebener, höchst werthvoller Folioband, der seine bei jeder Kapitelversammlung vorgetragenen Ansprachen enthält, von dem warmen Interesse, das Scheitlin stets für die Kirche und ihre Entwicklung bewahrte und von seinem tief religiösen Sinn, den er sich bei allen anderweitigen Forschungen und Studien doch stets bewahrt hat; hatte er doch schon seit längerer Zeit auch das Präsidium der *Bibelgesellschaft* übernommen.

Aber die politischen Veränderungen riefen auch einer solchen in den kirchlichen Verfassungszuständen. Mit dem Jahr 1834 wurde auch in der Stadt die Trennung des Schulwesens von der Kirche durchgeführt. Die geistlichen Schulstellen wurden abgelöst, die Kirchgemeinde ebenfalls neu, im wesentlichen nach den gegenwärtig geltenden Grundsätzen organisirt und eine Anzahl älterer Prediger auf Pension gesetzt. Das Wahlrecht für die neugestalteten Pfarrstellen wurde aus der Hand des Stadtrathes in den Schooss der Kirchgenossenversammlung selbst gelegt. Da wählte denn die Gemeinde bei ihrer ersten Zusammenkunft denselben Professor Scheitlin, der nun seit mehr als zehn Jahren schon der Kanzel hatte fern bleiben müssen, zu ihrem *ersten Stadtpfarrer* und zum Präsidenten der Kirchenvorsteherschaft! Gewiss ein Zeichen der Anerkennung und des Vertrauens, wie es wohl selten ein Prediger erfahren dürfte.

Indessen wurde ihm die Freude über diese ehrenvolle Berufung durch einen andern Verlust gar sehr vergällt. Der scharfe Zugwind der neuen Zeit, der in jenen Tagen durch das morsch gewordene städtische Schulwesen rauschte, hatte auch am alten Gelehrten-Kollegium gerüttelt und es mitsammt seiner theologischen Fakultät zu Fall gebracht. Es war ein heisser Kampf, der damals um diese alte Institution geführt wurde, und Scheitlin hatte sich für ihre Fortexistenz auf's Eifrigste gewehrt. Er war nun einmal seit einem Vierteljahrhundert auf's Engste mit der Anstalt verwachsen und war überhaupt seit der Schulreorganisation von 1824 gegen die Träger der neuen Ideen auf diesem Gebiete verstimmt. So erschien ihm die Zerstörung dieser akademischen Bildungsstätte als Vandalismus und als eine wissenschaftliche Degradation St. Gallens. Seit 1830 sass Scheitlin auch als Delegirter der Familie Zollikofer von Nenggensperg im höchst aristokratisch aus einzelnen Familiendelegirten komponirten Schulrathe; allein der Kampf, der hier nun Jahre hindurch über die Neugestaltung des

Schulwesens geführt wurde, machte ihm diese Behörde und ihre Sitzungen keineswegs angenehm und werth. Er nannte sie nur seinen Kriegsrath.

Gewiss mit Recht unterlag indessen Scheitlin in diesem Kampfe. Es begegnete ihm zu Zeiten und besonders häufig in spätern Jahren, dass sein starker Subjektivismus, seine Eigenart, Alles, wenn auch stets in edelster und uneigennützigster Absicht, durch seine persönliche Gefühls- und Gedankenwelt bestimmen zu lassen, ihm den ruhigen Blick für die wahren Verhältnisse um ihn her trübte, so dass er die Zeit und ihre Forderungen nicht verstand. Hier kam nun freilich noch hinzu, dass Scheitlin durch den allerdings sehr ehrenvollen Ruf der Gemeinde in eine Stellung gedrängt wurde, die er um seiner körperlichen Zustände willen kaum je ganz ausfüllen konnte, während er eine andere verlor, der er nicht nur in jeder Hinsicht gewachsen, sondern mit welcher er auch auf's innigste verwachsen war. Doch diese peinliche Situation dauerte nur einige Monate. Zu Anfang 1835 wurde die Professur der Philosophie am Gymnasium wieder vakant und die Schüler selbst baten nun den Schulrath, ihnen den geliebten Lehrer wieder zu geben; die Behörde wählte ihn auch am 3. März 1835. Nach kurzem Schwanken entschied sich Scheitlin für Annahme und zog wieder in seine gewohnte Lehrthätigkeit ein.

Er trat damit für immer aus dem eigentlichen Kirchendienste, von welchem er noch durch ein Bändchen *Predigten,* das er 1838 herausgab, Abschied nahm. Doch blieb er durch seine Stellungen als Dekan des Kapitels St. Gallen, als Vice-Präsident des Kirchenrathes und Mitglied des Examinationskollegiums immer auf's Engste mit dem kirchlichen Leben verbunden.

So hatte denn Scheitlin nach einem vollen Jahrzehnt schwerer innerer und äusserer Kämpfe seinen Frieden wieder gefunden und den festen Boden für die Wirksamkeit seines Alters errungen. Die Ruhe des Gemüthes war wiedergekehrt und zusehends erstarkte auch sein körperliches Wohlbefinden. Zwar bedurfte er auch jetzt noch fort und fort der jährlichen Kuren, denn das Podagra hatte sich bereits angemeldet. In den Dreissiger-Jahren weilte er meistens in Pfävers, einmal auch in Leuk und im würtembergischen Wildbad auf dem Schwarzwalde; wo er hinkam um seiner gesellschaftlichen Gaben willen ein hochwillkommener Gast. Doch sind jene heftigen Nervenleiden und schlagartigen Anfälle der Zwanziger-Jahre nicht wiedergekehrt. Er hatte gelernt auch auf seine Gesundheit sorgfältiger Bedacht zu nehmen.

Auch seine häuslichen und ökonomischen Verhältnisse waren im Laufe der Zeit vielfach freundlicher geworden. Dass Scheitlin nie ein genauer Rechner und Haushalter war und mit der Sorglosigkeit des Gelehrten in diesen Gebieten waltete, lässt sich aus seinem ganzen Wesen erschliessen. Zum grössten Theil auf den Ertrag seiner Stellen angewiesen, Familienvater eines mit acht Kindern gesegneten Hauses, dazu noch häufig von langwierigen Krankheiten heimgesucht, bedurfte er des Beistandes einer tüchtigen Hausfrau, wie er sie besass, um seinen Hausstand allezeit in Ehren zu erhalten. Er hatte sich denn auch Manches versagen müssen, was etwa im Wunsche des Gelehrten gelegen. Ein Gütchen auf dem Rosenberg, an welchem er einige Jahre hindurch sich erfreut hatte, war wieder verkauft worden; ja selbst eines werthvollen physikalischen Apparates hatte er sich einst entäussern müssen. — Allmälig waren indessen seine Söhne zu ehrenvoller Selbständigkeit herangereift, zwei seiner Töchter bereits glücklich verehlicht, und bald sah er auch die beiden jüngern als Gattinnen tüchtiger Geistlicher aus seinem Hause scheiden. Seine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit aber, so wenig sie ihm bisher eingetragen, ermöglichte ihm doch in dieser letzten Periode seines Lebens, seinen Haushalt mit aller Bequemlichkeit zu führen. Auch der Brand seines Häuschens bei der St. Magnuskirche, das 1830 den Flammen entgangen war, um ihnen doch noch im Jahr 1838 zum Opfer zu fallen, schädigte ihn wohl schwer, vermochte aber doch nicht, ihn zu erdrücken. Hier gieng auch der bereits gedruckte erste Theil seiner Selbstbiographie zu Grunde, von welcher sich nur ein einziges Exemplar erhalten hat, das mit dem Antritte der Professur in St. Gallen leider abbricht.

Seine neuorganisirte Lehrstelle am Gymnasium nahm ihn ungleich weniger in Anspruch, als es einst diejenige am Gelehrten-Kollegium gethan. Er hatte nur noch in allen Klassen den Religionsunterricht und in den obersten Klassen der Anstalt den Unterricht in Philosophie zu ertheilen. Eine Aufgabe, die von ihm nicht gerade viel Präparation verlangte. So konnte er sich fast ungehemmt und mit neuen Kräften und neuer Lust der vielgestaltigen Thätigkeit widmen, die ihm immer mehr zum Bedürfnisse geworden war.

Für sich selbst betrieb er in der Mitte der Dreissiger-Jahre vor Allem Naturkunde, wobei er besonders seine in einzelnen Gebieten sehr reichen Sammlungen vermehrte. Er hatte sich mit Vorliebe auf die Mineralogie geworfen und sich sogar zur Mehrung seiner mineralischen Schätze in den *bündnerischen Bergwerksverein* aufnehmen lassen, betrieb auch gelegentlich mit seinen Naturalien einen bescheidenen Handel. Daneben vertiefte er sich gerne in sein schon im früheren Dezennium eifrig bearbeitetes Lieblingsfach: die Thierseelenkunde, für welche er ebenfalls ein reiches Material von Beobachtungen sammelte.

Noch viel mehr als die Studirstube nahm ihn das Leben und die Oeffentlichkeit in Anspruch. Jetzt erst entfaltete Scheitlin seine grösste Thätigkeit als Beförderer alles Guten und Gemeinnützigen in seiner Vaterstadt, sowohl in Behörden als Vereinen. Neben seinen kirchlichen Aemtern, Dekanat und Kirchenrath, neben seiner Wirksamkeit im Erziehungsrathe des evangelischen Kantonstheiles und mancherlei städtischen Behörden und Kommissionen, versah er nach und nach das Präsidium fast aller bedeutendern Vereine der Stadt.

Zwar seine Lieblingsschöpfung, der wissenschaftliche Verein, hatte die Jugendfrische früherer Jahre verloren, bevor er sein drittes Jahrzehnt zurückgelegt. Das hocherregte politische Leben der Dreissiger-Jahre und die in seinem Gefolge erwachte soziale Regsamkeit verlangte Theilung der Kräfte, denn wer von den bisherigen Vereinsgenossen hätte die Vielseitigkeit des Präsidenten nachzuahmen vermocht, der in zehn Vereinen zugleich zu wirken und anzuregen verstand? Neben dem Präsidium des wissenschaftlichen Vereins versah Scheitlin zu gleicher Zeit das der Hülfsgesellschaft, des Kunstvereins, der Singgesellschaft zum Antlitz, der Bibelgesellschaft, stand er seinem treuen Freunde Meyer in der Leitung und Belebung der Naturforschenden Gesellschaft zur Seite und leitete er die gemeinnützige Gesellschaft des Kantons. Und noch war ihm solcher Thätigkeit nicht genug! Er war ein Gründer und langjähriger Präsident der kantonalen *landwirthschaftlichen Gesellschaft,* und hat hier Vieles gewirkt und angeregt. Dann wandte er sich noch zu Ende der Dreissiger-Jahre mit jugendlichem Eifer dem neuerstandenen *Gewerbsverein* zu, in welchem er eine höchst einflussreiche Thätigkeit entfaltete.

Schon im Jahre 1820 hatte er im Auftrage des wissenschaftlichen Vereins eine kleine Schrift *„über den jetzigen Zustand des Handwerks der Stadt St. Gallen“* herausgegeben. Der Uebergang aus dem alten Zunftwesen in die Gewerbefreiheit der Gegenwart hatte schwere Uebelstände im Gefolge, die dem für Alles offenen Auge des Professors nicht entgangen waren. Mit Einführung der neuen Verfassung von 1831 war diese Gewerbefreiheit zu voller Durchführung gelangt und der Handwerksstand der Stadt in eine schwere Krisis gerathen. Scheitlin stand dem nicht so ferne, als es beim ersten Anblick scheinen mochte; er war durch seine Stellung als Präsident der Hülfsgesellschaft oft veranlasst worden, den Ursachen des ökonomischen Ruines so mancher Familien nachzugehen. So hatte er schon bei der Diskussion über die neue Gewerbeordnung durch ein gedrucktes Flugblatt seinen Beitrag zur Lösung der Frage geleistet. Im Jahre 1839 erhielt er für die Lösung einer von der gemeinnützigen Gesellschaft Basels ausgeschriebenen Preisaufgabe: *„über die Veredlung der Vergnügen der arbeitenden Klassen“* den Ehrenpreis. Seine Abhandlung wurde gedruckt und fand vielfache Anerkennung. Auch im wissenschaftlichen Vereine, der zu einem nicht unbeträchtlichen Theil aus hervorragenden Geschäftsleuten und Handwerkern bestand, waren die gewerblichen Fragen und Zustände

oft diskutirt worden. Es war daher sehr begreiflich, dass der neue Verein den Professor schon bald nach seiner Gründung zum Ehrenmitglied ernannte; und ehe er sich's recht versah, war Scheitlin auch seit 1838 Präsident dieser Gesellschaft geworden.

Es war ihm eine besondere Lust, seine wissenschaftlichen Einsichten und Kenntnisse in einem solchen Kreise gewerbsthätiger und geschäftstüchtiger Männer verwerthen zu können. Wie viel er hier gewirkt hat, das hat unmittelbar nach seinem Heimgange der damalige Aktuar des Vereins, Professor und Konrektor *G. Delabar,* in einem gedruckten Nachruf voll warmer Anerkennung dargestellt. Dabei war es ihm nicht bloss um allgemeinere Anregungen zu thun, wie die Gründung einer Vorschusskasse für junge hülfsbedürftige Handwerker, die Errichtung einer permanenten St. Gallischen Industriehalle, oder die Veranstaltung der *ersten schweizerischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung,* die im Jahre 1843 in St. Gallen gehalten wurde, und welche er angeregt und auch in höchst glücklicher Weise durchgeführt hat; er drang auch in die speziellsten technischen und industriellen Fragen ein, überall seine reichen physikalischen Kenntnisse verwerthend. Die Konstruktion des besten Dörr- und Backofens, der Pisebau, die beste Verwerthung des Torfes, die Auffindung geeigneten Wetterkalkes in unserer Gegend, und so manche andere Angelegenheit speziell technischer Natur hat ihn nicht weniger beschäftigt, als die schwierigsten philosophischen oder religiösen Probleme, sobald er sah, dass er dadurch dem Gemeinwohl nützen könne. Dafür hatte Scheitlin denn auch in diesem Verein einen Kreis für ihn begeisterter und treuergebener Männer, die seine Ideen in alle Kreise des städtischen Lebens hineintrugen.

Und damit endlich auch gar nichts mehr fehle, ist Scheitlin, noch am Abend seines Lebens im edelsten Sinne des Wortes *Gesellenvater* geworden! Es war im Jahr 1841, dass Dr. Frommann aus Koburg nach St. Gallen kam, um auch hier, wie bereits in seiner Heimath und in einer ganzen Reihe deutscher Städte, ja selbst in Wien, Rom und Neapel, einen *Gesellenverein* in's Leben zu rufen, der von tüchtigen Meistern und gemeinnützigen Männern des Ortes geleitet, den bisher meist völlig vernachlässigten, auf ein verdumpfendes Kneipleben angewiesenen Fremdlingen einen heimathlichen Zufluchtsort, eine Heimstätte zur Pflege der Bildung und edlen Geselligkeit gewähren sollte. Scheitlin griff den schönen Gedanken mit Freuden auf, und bald sammelte sich um ihn und die ihn unterstützende Direktionskommission, man darf wohl sagen, Alles, was in der St. Gallischen Gesellenwelt von damals noch sittlichen Halt und edleres Streben kannte und nicht im Wirthshausleben untergegangen war. Scheitlin widmete den jungen Leuten jeden Montag Abend zu belehrender und fröhlicher Unterhaltung, und mancher jener jungen Männer bewahrt wohl heute noch, längst zum selbständigen Meister herangereift, die freundliche Erinnerung an die schönen, bald festlich fröhlichen und bald ernstbelehrenden Stunden, die er unter der väterlichen Leitung des „Professors“ in St. Gallen genossen; denn insbesondere jüngere Leute zu belehren und zu beleben und an sich zu fesseln, war eine Gabe, die er wie kaum ein Anderer besass. So lange Scheitlin lebte, stand der Gesellenverein in schönster Blüthe; im Laufe der Zeit ist er veränderten Verhältnissen und Anschauungen zum Opfer gefallen.

So ist Scheitlin denn in der That „unser Professor“ geworden für alle Schichten und Kreise der damaligen St. Gallischen Gesellschaft. „Unser Professor“ nannten ihn nicht nur seine Schüler; so hiess er auch im Kreise der gebildeten Männer, von denen er die Meisten ja einst zu Füssen seines Katheders gesehen hatte, und denen er nun nahe stand in Behörden und Vereinen. „Unser Professor“ hiess er aber auch in den weitern Kreisen der Stadt: so nannten ihn die Männer im Gewerbeverein, die Frauen und Töchter der Antlitzgesellschaft, so die Meister, so die Gesellen, so auch die Armen und Kranken; denn da war Niemand, zu dem er nicht irgendwie lehrend und belehrend in Beziehung gestanden hätte.

Und wohl sehr würde Der sich täuschen, der dafür hielte, diese ausserordentliche Bethätigung Scheitlin's im geselligen Leben der Stadt habe ihrer Vielseitigkeit wegen nur eine oberflächliche und gelegentliche sein können. Es war ihm niemals bloss um Titel und Rang zu thun, um einen Ehrenplatz, den er nicht ausfüllen konnte. Da ist keine unter all' diesen Verbindungen, die ihn den Ihrigen nennen durften, welche er nicht an ihren Jahresfesten mit einlässlichsten Vereinsberichten und Jahr aus Jahr ein mit Vorträgen und Anregungen aller Art erfreut und belebt hätte. Und weitaus die Mehrzahl dieser Vorträge war geschrieben und fleissig durchgearbeitet. Fast alle Vereine hat er mit gedruckten Gelegenheitsschriften überrascht, sei's, dass er bei einer Jubelfeier ihre Geschichte und Wirksamkeit dem Publikum darstellte, sei's dass er Vorträge oder Gedächtnissworte an ein hervorragendes Mitglied herausgab. Wo er auch hinkam, überall war er mit Kopf und Herz dabei. Und überall verbreitete er auch den eigenthümlichen Zauber seiner originellen Persönlichkeit, jene Harmonie zwischen ehrwürdigem Ernst und edelster Heiterkeit, welche seine ganze Erscheinung charakterisirte. Lassen wir dess' zum Zeugniss die Stimme aus dem Gewerbeverein sprechen:

„Das, was ihn am meisten auszeichnete," schreibt *Konrektor Delabar,* „war die seltene Gabe, dass Alles, was er sprach, weil von Herzen kommend, wieder zum Herzen drang. Seine Rede, stets einfach, aber treffend, war den Zuhörern immer angepasst, gemüthlich, verständlich und darum für Jedermann unterhaltend und belehrend. Seine Gegenwart flösste jeder Gesellschaft eine ehrerbietige, würdige Haltung ein und ein Gefühl des Wohlbefindens und der Behaglichkeit Jedem, der sich in seiner Umgebung befand. Sein heller, immer jugendlich frischer Geist brachte in Alles, was er that und unternahm, Leben und Anregung. Und daher langweilte sich da niemals Jemand, wo er zugegen war. Seine Lebensaufgabe, die er so vollkommen als möglich zu lösen sich befliss, war, überall und immer den ihm eigenthümlichen Geist des Friedens und der Humanität unter die Menschen auszugiessen, und eben desshalb war sein Wirken auch so erfolg- und segensreich."

Schon in seiner äusseren Erscheinung war diese Vereinigung von Würde und Wohlwollen sichtbar ausgeprägt. Eine mehr kleine, vom Alter etwas gebeugte, fein gebaute Gestalt mit ausdrucksvollem Kopfe, umwallt von dem auch damals noch dichten, schneeweissen Flachshaar, das ihm bis auf die Schultern herabfiel. Im blassen edelgeformten Antlitz ein Paar klug blickende, dann und wann aufblitzende Augen, überwölbt von hoher Denkerstirne, die scharfgeschnittene Nase, der geschlossene Mund und das vorspringende Kinn kündeten den energischen Willen an, der in ihm war, aber auch eine grosse Milde und Ruhe. Seine äussere Haltung war durchaus schlicht und anspruchslos, aber dabei doch getragen vom Bewusstsein seines Werthes und seiner Würde. So wandelte der äusserlich früh gealterte Scheitlin unter einem jüngern Geschlechte, das von Jugend an gewöhnt war, zu ihm empor zu schauen, wie zu einem ehrwürdigen Vater. Von selbst war ihm denn auch allmälig der Ehrentitel *Vater Scheitlin* erwachsen, unwillkürlich gebraucht und ohne alle Absicht zu schmeicheln in allen Kreisen, in denen er sich bewegte; die reife Frucht seines ganzen Wirkens und Wesens und so der höchste und edelste Ausdruck der Ehrfurcht und Liebe, welche seine Vaterstadt für ihn hegte.

Auch im weitern Vaterlande wurde Scheitlin's Name längst bei den besten genannt. Gab es doch keine vaterländische Verbindung, idealen oder gemeinnützigen Charakters, der er nicht als thätiges Mitglied sich angeschlossen, in deren Annalen er sich nicht durch irgend eine treffliche Arbeit verewigt hätte. So oft es galt, die vaterländischen Förderer der Gemeinnützigkeit, oder die Männer der Kunst oder des Gewerbefleisses an eidgenössischen Festen auf St. Gallischem Boden zu empfangen, war er der hervorragende Sprecher der Vaterstadt, wie er sie bei solchen Anlässen häufig auch auswärts vertrat. Der Politik stets ferne stehend, war er dagegen durch gelehrte Forschungen und gemeinnützige Bestrebungen mit einem zahlreichen Kreise hervorragender Eidgenossen bekannt und zum Theil innig befreundet. Auch von Auswärts kamen einzelne Zeichen freundlicher Anerkennung. So erhielt er 1843 gemeinsam mit seinem Freunde, *Apotheker Meyer,* von dem Nationalinstitute für Be-

förderung der Wissenschaften zu *Washington* das Diplom als korrespondirendes Mitglied, von der Akademie in *Drontheim* die goldene Medaille für die gelöste Preisaufgabe: „über das Verhältniss der Naturwissenschaft zur Philosophie“.

Aber die wunderbare Elastizität des Geistes und seltene Arbeitskraft des Mannes gieng in seiner ausserordentlich reichhaltigen gesellschaftlichen Wirksamkeit nicht auf. Neben ihr hin ist stets auch eine mannigfaltige *literarische Thätigkeit* gegangen, die nur um so intensiver wurde, je mehr die Beschwerden des zunehmenden Alters ihn an's Zimmer bannten, so dass er mit ihr gleichsam den Schlussstein seines thatenreichen Lebens setzte. Es war, als ob es ihn drängte, die Früchte seiner Studien und Erfahrungen in voller Reife auch für einen weitern Kreis und für eine spätere Generation nutzbar zu machen; denn unmittelbar ethisch und praktisch wirkend musste auch diese Thätigkeit sein, wenn sie Anziehungskraft für ihn haben sollte. Viel zu dieser erhöhten schriftstellerischen Thätigkeit der letzten Jahre hat allerdings auch der Umstand beigetragen, dass sein dritter Sohn eine ausgedehnte Buchhandlung besass und den Vater nicht selten zu dieser oder jener Arbeit direkt angeregt hat, wie es auch für ihn zur Ermunterung ward, dass einzelne seiner frühern Gelegenheitsschriften, ihm selbst unerwartet, eine zweite Auflage erlebten.

Allerdings ist seit dem Jahre 1808, in welchem seine Erstlingsarbeit: *„Beobachtungen und Phantasien auf einer Reise durch Brandenburg und Sachsen“* erschien, — ein Werklein in zwei Bänden, das ebenfalls eine zweite Auflage erhielt —, jedes Jahr seines Lebens durch irgend eine Druckschrift Scheitlin's bezeichnet; und es würde weit den beschränkten Raum überschreiten, der diesem Lebensbilde zugemessen ist, wollten wir alle Presserzeugnisse Scheitlin's auch nur mit wenigen Worten berühren. Der bedeutenderen bis zum Jahre 1830 haben wir bereits Erwähnung gethan. Aber das Meiste, was er in jener Zeit schuf, waren Gelegenheitsschriften, Broschüren, Berichte, Abhandlungen und Vorträge, Vereinsgeschichten und Nekrologe und Flugblätter ohne Zahl, die bei der Vortrefflichkeit, welche ihnen eigen ist, es oft bedauern lassen, dass seine Kraft sich allzusehr zersplitterte, und dass er nie recht dazu kommen wollte, sich zu sammeln und Grösseres zu schaffen. Eben darum hat er auch sich gewöhnt, zu schreiben wie er sprach. Nur selten trat er im Tone der gelehrten Abhandlung auf, oder brauchte er sorgfältiger die stylistische Feile. Auch seine grössern Schriften sind meist ungleich in der Behandlung, jetzt aphoristisch kurz, dann mit in's Detail gehender Ausführung, je nachdem der einzelne Gedanke und die augenblickliche Stimmung ihn trieb, aber immer lebendig und anschaulich. Auch längst Veraltetes, das von ihm stammt, ist immer noch eine anregende Lektüre, sobald man sich ein wenig hineingearbeitet hat und die Zeitverhältnisse nicht aus den Augen verliert.

In der Art zu arbeiten war er wieder völlig originell. Das Studierzimmer brauchte er nur, wenn es galt, die Gedanken zu sammeln und zu ordnen; geschrieben hat er fast immer in der Wohnstube, umgeben von seinen Hausgenossen, die sich ungenirt mit einander unterhielten. Es machte ihm nichts, selbst im vollen Kinderlärm zu schreiben. Schon als Student am Kollegium in St. Gallen hat er, weil sein Zimmer nicht heizbar war, im Winter seinen Schreibtisch in der Arbeitsstube der Verweberinnen des väterlichen Handelshauses aufgeschlagen! Er liess sie fröhlich plaudern, während er las und schrieb, nur singen durften sie nicht, sonst war's mit der innern Konzentration vorbei. So hat er's bis an sein Ende gehalten. Nur wenn er gerade einen Gedanken verfolgte, winkte er etwa dem Eintretenden, stille zu sein.

Im Jahre 1836 gab er seine Vorträge über *„Religion, Natur und Kunst“* heraus, welche er in den Winterabenden von 1833 auf 1834 gehalten hatte. Das immer noch beachtenswerthe Büchlein bildet eine Art Vorläufer zu den bedeutendern Arbeiten, welche bald darauf folgten. Wir meinen die *„Thierseelenkunde“* und das interessante Buch *„das Elend der Tellus“*.

In den zwei Bänden seiner Thierseelenkunde hat Scheitlin ein reiches Material von Beobachtungen und Erfahrungen über das Seelenleben der Thiere verarbeitet, das er von seiner Knabenzeit an ge-

sammelt hat. Dieses Gebiet der Naturbeobachtung war von jeher sein Lieblingsstudium, und oft hat er im wissenschaftlichen Verein die Diskussion darauf gelenkt. So entstand eine ausgereifte Arbeit, ein in seiner Art und für seine Zeit bedeutendes Werk, das nun freilich durch die rapiden Fortschritte der Naturwissenschaft in der Gegenwart bereits überholt ist und allerdings auch mancherlei Angaben enthält, die vor der schärferen Kritik unserer Tage nicht Stand halten. Interessant werden beide Schriften ganz besonders durch die präzisere Ausprägung des religiös-wissenschaftlichen Standpunktes, den Scheitlin einnahm. Es ist der Boden der Naturphilosophie, auf dem er sich bewegt, jene philosophische Weltanschauung, wie sie im System Schelling's und besonders in den Werken Oken's ihren Ausdruck gefunden hat. Aber Scheitlin trägt in diesen Pantheismus seiner Naturanschauung überall die Postulate seines religiös erwärmten Menschenherzens hinein. Der Geist, der in der Thierseele stammelt, wird ihm zum Schöpfergeiste, welcher in der Menschenseele sich in voller Klarheit offenbart; das Elend des Daseins, das Mutter Tellus ihm allerwärts als Thatsache vor die Augen stellt, führt mit innerer Nothwendigkeit zu den Ahnungen des Glaubens, welche die Grundlage der christlichen Lehre bilden. So von den unmittelbaren Erfahrungen und wissenschaftlichen Thatsachen ausgehend, strebt er immer wieder den tiefsten Wahrheiten der Religion entgegen. Aber das Band, mit welchem er die getrennten Gebiete verbindet, ist nicht die streng logische Erörterung, sondern es sind subjektive Anschauungen, Ueberzeugungen seines eigenen, geistreichen und tiefen Gemüthslebens, die mit der Kraft, welche die persönliche Erfahrung verleiht, vorgetragen, den Leser zwingen, ihm zu folgen.

Bald gieng übrigens seine schriftstellerische Thätigkeit von mehr theoretischen zu unmittelbar praktischen Zielen über. Die vielfachen Erfolge, welche *Karl Steiger,* der damalige Pfarrer von Wattwil, mit seinen *Volks- und Jugendschriften* errang, reizten auch ihn, sich in dieser Richtung zu versuchen; zumal seine eigene Neigung und seine reichen Erfahrungen auf dem Felde pädagogischer und gemeinnütziger Thätigkeit ihn hiefür zu prädestiniren schienen. Und allerdings hat er mit diesen Arbeiten seinem edeln Wirken für Menschenwohl und Geistesbildung am Spätabend seines Lebens noch den lieblichsten Schlussstein gesetzt.

Zunächst erschien sein *„Agathon, ein Führer durch's Leben für Jünglinge“*. Das treffliche Büchlein, durchzogen von reichster Lebenserfahrung und getragen von edelster Idealität und doch so schlicht und einfach, so väterlich belehrend, ist ein Meisterstück in dieser Gattung der Litteratur und heute noch immer eine der besten Festgaben für heranreifende Jünglinge. Die sehr bald nöthig gewordene zweite Auflage des Buches ermunterte Scheitlin, ihm ein ähnliches Werklein für Jungfrauen an die Seite zu stellen. So erschien seine *„Agathe“,* vielleicht weniger durchdacht und ausgereift, wie der Agathon, aber ebenfalls von tiefem psychologischem Scharfblick und reicher pädagogischer Einsicht zeugend und nicht weniger von Erfolg begleitet. Daher liess ihr Scheitlin noch ein drittes Werklein dieser Gattung nachfolgen: *„Ida, ein Buch für liebende Mütter“,* in welchem er seine eigenen Familienerfahrungen trefflich verwerthet hat.

Zuletzt noch entstanden jene eigentlichen Volks- und Jugendschriften, die als spätere Bändchen der Sammlung des früh verstorbenen Karl Steiger beigefügt wurden: *Pankraz Tobler, James Clifford oder der Segen der Bibel, der arme Mann im Tokkenburg, Friedrich der Thierquäler, Bartholome Kelli der Küfermeister.* Drei davon sind treffliche, der Wirklichkeit abgelauschte Lebensbilder, die beiden andern, Clifford und der arme Mann, volksthümliche Bearbeitungen grösserer Erzählungen. Auch diese Büchlein haben wiederholte Auflagen erlebt. Sind sie auch in ihrer Mehrzahl leicht, ja etwas flüchtig gearbeitet, so bekunden sie doch in trefflichster Weise die Begabung Scheitlin's, zum Volke zu reden und Unterhaltung mit Belehrung auf's Glücklichste zu verbinden. Wer, der diese jugendfrischen Büchlein durchliest, würde wohl ahnen, dass der Verfasser sie an der Schwelle des Grabes geschrieben hat, als er bereits tief in seinen Sechsziger-Jahren stand, und zwar meist in den

Zwischenpausen zwischen den immer häufiger und heftiger werdenden Anfällen seines arthritischen Leidens!

So ist ihm die seltene und köstliche Gabe zu Theil geworden, jung zu bleiben in Geist und Gemüth bis in die hohen Jahre seines Alters! Noch immer stand er in unaufhörlichem Verkehr mit dem Leben um ihn her, als der Tod für ihn unerwartet und rasch sein reichhaltiges Tagewerk abschloss. Denn auch *der* Wunsch sollte ihm in Erfüllung gehen, den er ein Jahr vor seinem Heimgang bei einem Leichenbegängnisse zu einem seiner Freunde geäussert: schnell, ohne langes Krankenlager, von der Arbeit weg sterben zu können!

Es war schon lange stille geworden in seinem eigenen Haushalt. Nur die gleichaltrige würdige Hausfrau stand noch immer rüstig ihm zur Seite und seine zweitjüngste Tochter, welche nach kurzem glücklichen Ehestand ihren Gatten, den geschätzten Pfarrer Früh in Herisau, im Herbste 1842 durch den Tod verloren hatte und nun mit ihrem Söhnchen in's Vaterhaus zurückgekehrt war. In diesem stillen Kreise, doch im steten freundlichen Verkehr mit den um ihn heranblühenden Familienkreisen seiner Söhne und Töchter genoss der Betagte friedliche und glückliche Tage des Alters, so oft ihn sein gichtisches Leiden nicht störte Die Anfälle waren zwar seit Beginn seines sechszigsten Altersjahres wieder häufiger und schmerzlicher geworden, doch meist auch wieder auf den Gebrauch der Sommerkur gewichen. Aber seit dem Frühling 1847 wurde die Abnahme seiner Kräfte immer spürbarer. Eine Kur im Bade Ueberlingen, im Sommer jenes Jahres, schlug nicht mehr an. Er musste seine Stunden immer häufiger einstellen; die obern, weniger zahlreichen Klassen unterrichtete er meist in seinem eigenen Zimmer, später sogar von seinem Krankenbette aus, tief in die Kissen vergraben. Doch erholte er sich zwischen hinein wieder für einzelne Wochen und dann wandte er sich auch wohl mit nur allzu grosser Energie wieder seinem Schreibtische und selbst seinen Vereinen zu. Noch zu Anfang Januar 1848 hatte er den Jahresbericht für den Gewerbeverein in Angriff genommen, aber unvollendet und mitten in einem Satze abgebrochen zurückgelassen. Denn in der That wurde er von der Arbeit weggerufen! Mittwoch den 12. Januar 1848 traf ihn ein neuer Anfall seines gichtischen Leidens, der seine Kräfte sehr erschöpfte. Doch hatten bis Samstag die Schmerzen wieder nachgelassen, und er schien sich wieder in gewohnter Weise zu erholen. Aber Montag Vormittags neun Uhr deutete er auf einmal an, dass eine Lähmung Hand, Auge und Mund befallen; seine Gesichtszüge verzogen sich krampfhaft, und nach einer einstündigen Agonie, in welcher er kein Zeichen des Bewusstseins mehr gab, that er um 10½ Uhr den letzten Athemzug. Eben erst über die Schwelle seines 69. Lebensjahres getreten, hatte er sein thatenreiches Erdendasein für immer abgeschlossen.

Die Kunde seines unerwarteten Todes durchflog rasch die Stadt. Das Tagblatt erschien im Trauerrande, und auch die übrigen Blätter aller politischen Parteien, selbst der Wahrheitsfreund nicht ausgeschlossen, widmeten dem vielverdienten Todten ihre Huldigung. Aus der Ferne brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung ihm einen warmen Nachruf dar.

Als dann am 19. Januar Nachmittags seine Schüler die sterbliche Hülle zum Friedhof von St. Magnus trugen, wo ein einfacher Grabstein heute noch seine letzte Ruhestätte bezeichnet, da folgte dem Sarge ein Leichengeleite, wie die Stadt selten eines gesehen. Um diesen Todten trauerte die gesammte Bürgerschaft, die ganze Stadt St. Gallen. Und wohl mit Recht; denn ihr vor Allem ist ja dies Leben gewidmet gewesen. Mit seinen reichen Geistesgaben, seiner Thatkraft und seiner Bildung wäre es ihm wohl ein Leichtes gewesen, auf irgend einem Felde der Wissenschaft Bleibendes zu leisten und sich einen Namen zu erringen in der Welt. Scheitlin hat es vorgezogen, im engbegrenzten Boden der Heimath Vielen viel zu sein und zu geben; er hat auf den Ruhm des Gelehrten verzichtet, um den eines edeln Bürgers zu erlangen. Mag denn in der grossen Welt sein Name bereits verklungen sein, fortleben wird sein Andenken in seiner Vaterstadt, und im Segen blühen, was er in ihr angeregt und gepflanzet hat, auch wenn das Marmorbild, das ihm die dankbare Bürgerschaft im Jahre

1861 gesetzt hat, auf dass es seine Züge der Nachwelt erhalte, längst verwittert ist. Der mächtige Aufschwung, den seit Anfang dieses Jahrhunderts das geistige Leben St. Gallens genommen hat, ist auf's Engste mit dem Namen Peter Scheitlin verbunden, und wo wir uns umsehen nach den Ursprüngen der mannigfaltigen Anstalten und Vereine, die heute unter uns als kräftige Träger wahrer Menschenliebe und edler Bildung blühen, überall begegnen wir ihm und seinem Wahrspruch: *incitavi,* ich hab' angeregt! So steht er eingegraben in der Geschichte seiner Vaterstadt als Vorbild wahrer, vom christlichen Geiste durchhauchter Humanität, ein harmonisch durchgebildeter Charakter, lauter und ohne Falsch, von freiem und klarem Geist, aber auch mit weitem, liebendem Herzen, reich an Gaben und doch allezeit schlicht und anspruchslos, vielbewandert auf dem Gebiete des Wissens, aber stets praktisch und populär, durch und durch freigesinnt und doch herzlich fromm, vor Allem aus voll selbstloser, thatkräftiger Hingabe an der Mitmenschen Wohl — das war Vater Scheitlin.

Wir schliessen dieses gedrängte Bild seines Lebens und Wirkens mit dem Zurufe, mit welchem der geistvolle Schüler Scheitlin's, *Pfarrer J. J. Rietmann,* sein Standbild begrüsste, als von demselben die Umhüllung fiel: O liebe Vaterstadt St. Gallen! Sieh' deine Ehre und deinen Ruhm im Bilde dieses Mannes, und lass' seine Tugenden nicht aussterben in Dir!